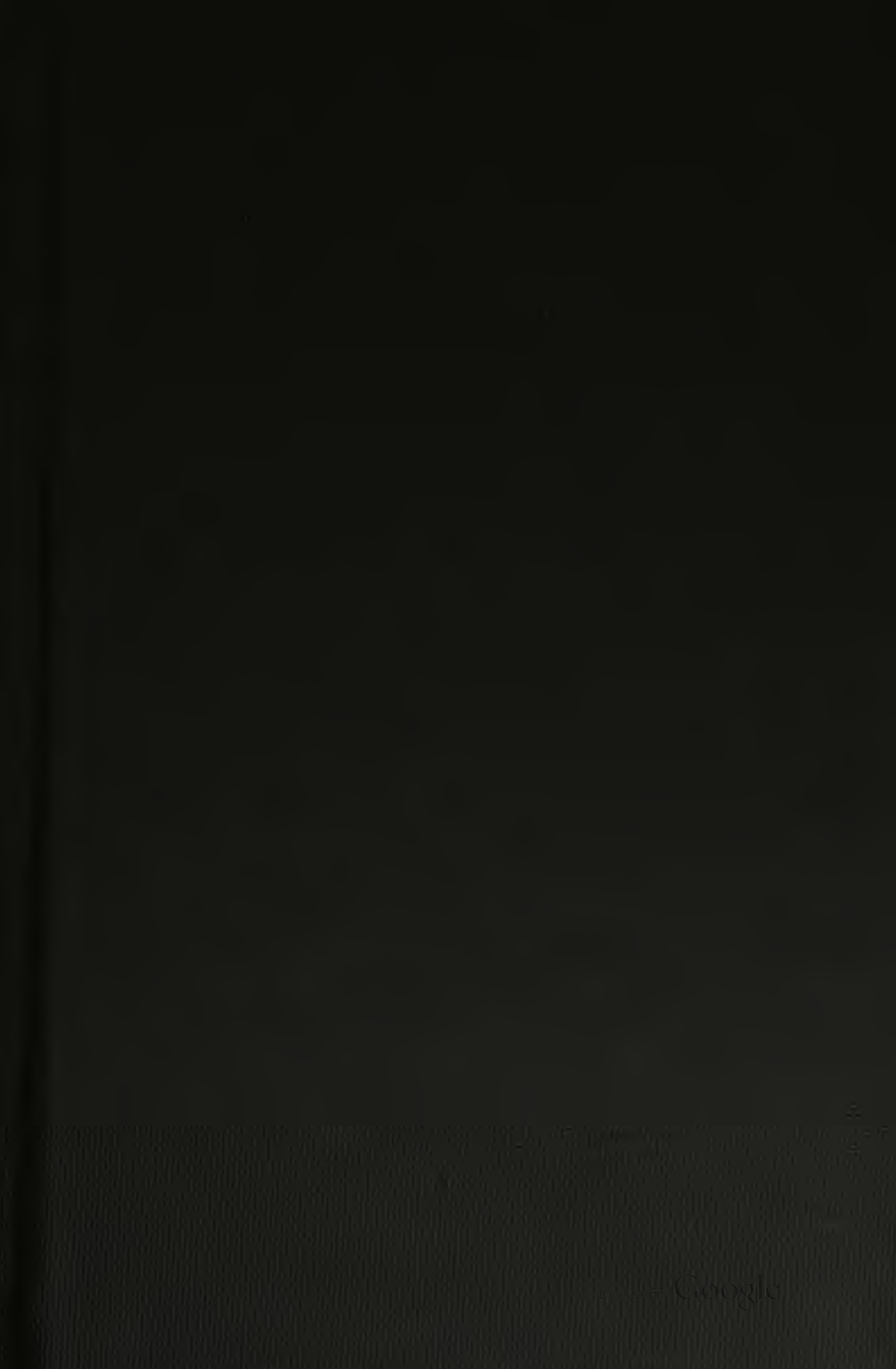
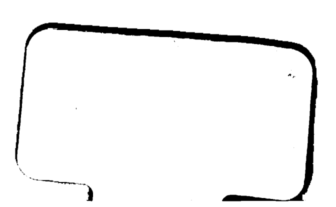
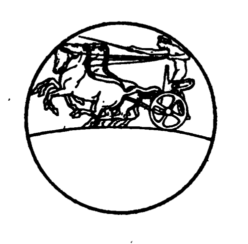








IRLAND

VON

RICHARD A. BERMANN

*

BERLIN
HYPERIONVERLAG
1914

* * *

WESWEGEN IRLAND?

„Fahren Sie nicht nach Irland", sagte mir ein englischer Bekannter, „es mag landschaftlich ganz schön sein, aber es ist ein schmutziges und ungemütliches Land. Wenn Sie sehen wollen, wie schön es bei uns ist, gehen Sie an die cornische Riviera oder ins schottische Hochland."

„Wenn ich ein fremdes Haus besuche", sagte ich, „bleibe ich gar nicht gern im Salon. Das Kinderzimmer ist viel charakteristischer und gar das Klosett! John Bull ist ein wohlhabender Mann und ich weiß schon, daß es sich in den Ledersesseln seiner guten Stube himmlisch sitzt! Ich will gar nicht sehen, wie schön es bei euch ist, sondern wie es überhaupt bei euch ist."

Nämlich im Leben jedes Menschen (soweit er nicht zu den jetzt überaus zahlreichen erhabenen Aristokraten gehört, die sich mit Dingen der Politik und des Gemeinschaftslebens nicht befassen und nicht beschmutzen) kommt der Moment, in dem er sich mit der Tatsache des britischen Weltreiches auseinander zu setzen hat. Man muß wissen, wie es bei den Engländern ist oder man hat das Leben von heute nicht ganz gelebt. Der asoziale Geistesaristokrat, dieses arme, verkrüppelte Wesen, wird doch wenigstens die Werke von Shaw lesen wollen, wenn ihn auch natürlich Irland und Homerule gar nichts angehen. Und ein

klein bißchen spielt doch das englische Leben in die englische Literatur hinein; es ist ein Fehler der englischen Literatur, sie sollte sich bessern, aber vorläufig muß der Europäer Nachsicht mit den Engländern haben. Sie sind wirklich noch ein bißchen stupid — und haben so ziemlich die Welt erobert. Diese Erde ist nämlich britisch und wird täglich britischer, wenn nicht im Sinne der politischen Machtverhältnisse, dann im Sinne der politischen Struktur und Organisation. Der deutsche Reichstagswähler ist eine englische Erfindung wie der deutsche Reichstag ebenfalls. Unsere politischen Institutionen sind von englischem Geiste dermaßen durchsetzt, daß wir alle Gründe haben, uns ein bißchen um diesen englischen Geist zu bekümmern. Es kann keinem vollwertigen Zentraleuropäer gleichgültig sein, wie es momentan in der indischen Provinz Bengalen aussieht, wie in Kanada und wie am Kap. Alles, was auf dieser Welt englisch ist, ist wichtig für alle auf dieser Welt. Alle wichtigen Fragen der Zeit werden wahrscheinlich auf englischem Boden endgültig entschieden werden. Im achtzehnten Jahrhundert ahnte der Europäer, daß das große Problem der politischen Freiheit in allererster Linie ein französisches Problem sei. Im neunzehnten Jahrhundert wußten die Einsichtigen, das Problem des Nationalstaates werde in deutschen Landen für ganz Europa gelöst werden. Wir im zwanzigsten Jahrhundert sollten intensiv daran denken, daß die soziale Frage, die Bodenfrage, die Frage der weißen Welthegemonie in England und den englischen Kolonien der großen Entscheidung entgegenreifen. In diesem Sinne ist England das repräsentative Land dieses unseres Jahrhunderts.

Dieses Land beherrscht unmittelbar oder mittelbar, gut oder schlecht, den besten Teil des Erdballs. Wer die englische Weltherrschaft studieren will, muß auf so manchem Dampfer so manche Meere, in so manchem Expreßzug manche Kontinente, auf so manchen Kameles Rücken so manche Küste durchqueren. Gewiß wird man die Engländer erst völlig verstehen, wenn man zwischen Nordpol und Südpol in jeder englischen Kolonialstadt mit ihnen Whisky-Soda getrunken hat. Aber vielleicht (dachte ich mir) genügt es zunächst für den täglichen Lebensbedarf, wenn man diejenige englische Kolonie besucht, die von London in kaum zehn Stunden zu erreichen ist, diejenige, über die England schon herrschte, bevor der erste englische Soldat Asien, Afrika oder gar Amerika und Australien betreten hatte. Außerdem: wie die Engländer über Hottentotten und Hindus herrschen, das ist doch erst in zweiter Linie interessant. Wie ein europäisches Land unter englischer Flagge aussieht, das ist wichtiger.

Bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts sind die ersten Engländer als Eroberer nach Irland gekommen. Es waren anglonormannische Barone; ihren Enkeln gehört heute noch viel von dem schönsten Teil der Inseln. Natürlich kamen diese Ahnen der englischen Kolonialpolitik nicht etwa, um sich Güter zu erobern. Seit es ein England gibt, hat England immer höhere ethische Zwecke vorgeschützt, bevor es ein Land einsteckte; nur wachsen in ärmeren und minder begehrenswerten Ländern die höheren ethischen Zwecke der Engländer nicht so gut. Also damals hatten die Engländer ein wunderschönes religiöses Motiv. Sie waren natürlich noch Katholiken, wie die Iren und

die irische Kirche war eine der ältesten und heiligsten der Christenheit und überall im höchsten Ansehen. Es ließ sich aber entdecken, daß die irischen Bischöfe nicht streng nach römischem Ritus geweiht zu werden pflegten; auch klappte irgend etwas mit dem Peterspfennig nicht. Nun war Hadrian IV., der damalige Papst, zufällig ein Engländer. England hat oft solches Glück mit seinen ethischen Zwecken. Der Papst mußte die irischen Ketzer zu Paaren treiben lassen; der König von England war im Interesse des höheren Zweckes gern bereit dazu; bei dieser Gelegenheit wurde der fromme kirchliche Sinn eines sonst als sehr weltlich verschrieenen Monarchen in erbaulichster Weise erweckt. Na, um es kurz zu machen, die Engländer kamen, kamen von vornherein als Feinde der irischen Volksreligion und der irischen Nationalität. Seither sind sie in Irland geblieben und nie wieder wird das Land sie abschütteln.

Das ist, in einer Nußschale, die Geschichte Irlands. In Indien war es ganz genau so, nur fing dort die englische Herrschaft nicht gleich so gewalttätig, sondern mit kommerzieller Sanftmut an. In beiden Ländern wechselten so mit der Zeit die höheren ethischen Zwecke, die Engländer blieben. Jedesmal wenn in Irland ein höherer ethischer Zweck glorreich durchgesetzt worden war, gehörten Hunderte von neuen Quadratmeilen englischen Lords. So wird auf dieser Erde der Idealismus eines starken Eroberervolkes und seiner Führer sichtbarlich belohnt. Das ist die englische Spezialität in der Weltgeschichte: der stärkere Firnis von humanitärer und religiöser Heuchelei, mit dem die Waffen dieser grandiosen und bewunderns-

werten Räuber so sauber lackiert zu sein pflegen. Alle Eroberer der Weltgeschichte haben gelegentlich so getan, als zerfleischten sie fremde Länder immer nur zu deren Wohl. Aber das waren z. B. im Munde der Römer doch mehr pompöse rhetorische Phrasen. In London hat man immer sehr fest und innig an den jeweiligen höheren Zweck geglaubt; diese Rasse hat ein unglaubliches Talent dazu, sich moralisch vorzukommen. Und wahrscheinlich liegt gerade in diesem uralten moralischen Snobismus die Bedeutung Englands für die Weltkultur.

Es ist nämlich nicht auf die Dauer möglich, fortwährend höhere Kulturzwecke im Munde zu führen und mit der Hand im Namen dieser Zwecke in fremde Taschen zu fahren. Das geht an, solange die überaus moralische Herrennation das fremde Land noch nicht völlig überwältigt hat. Aber es kommt ein Moment, in dem auch gar kein Grund mehr vorliegt, das Erlöserwerk noch zu verschieben; man kann sengen und morden, solange man Jerusalem belagert; man wird den Frieden des Kreuzes aufpflanzen müssen, wenn der Kreuzzug gelungen und Jerusalem erobert ist. Die Engländer haben noch jede ihrer Kolonien für sich, das heißt auf Deutsch: im Geldinteresse ihres Adels und ihrer Kaufmannschaft, an sich gerissen. Alle großen Welteroberer haben so gehandelt. Aber die Engländer, und das ist bei aller verdammten Heuchelei ein gewaltiger Vorzug, haben dem widerstrebenden Eingeborenen der Kolonie immer und immer mit dem Schlachtruf den Schädel eingeschlagen: es geschieht nur zu deinem Besten! Infolgedessen kam immer der Moment, in dem dieses so solenne Versprechen ein-

gelöst werden mußte. Gott, es war meist ein Moment, in dem es John Bull gerade schlecht ging. Aber nichts gleicht der werbenden Kraft oft wiederholter Phrasen. Wenn man den Berliner Kommis nur oft genug sagt, Kant sei der lustigste und chikste Autor — schließlich werden sie alle Kant lesen. Das wäre kein Gewinn für Kant, die Kommis und die Nation. Aber daß man dem englischen Mittelstand seit Jahrhunderten predigt: Ihr seid die selbstlosen Erlöser der Welt! — das ist ein Gewinn. Sie werden vielleicht die Welt erlösen.

In Indien ist der Moment eingetreten, in dem die uralte humanitäre Lügenphrase plötzlich als eine moralische Macht dasteht und (das Schauspiel entbehrt nicht einer grandiosen Komik) die alten Heuchler zwingt, die Rede wahr zu machen. Indien wird immer mehr um Indiens willen verwaltet; die eingeborene Bevölkerung bekommt Rechte, beginnt mit zu regieren. Natürlich haben der Sieg der Japaner, die Aufregung der muselmanischen Welt und ein bißchen auch die Bomben verschworener Hindus zu diesem Wechsel der Dinge etwas beigetragen. Aber ein so zähes und starkes Erobervolk wie die Engländer hätte die Beute viel fester zwischen den Zähnen halten können — wenn nicht die segensreichen politischen Phrasen das Maul des Raubtieres aufgerissen hätten. Man kann ruhig sagen, daß die Engländer schließlich und endlich doch das humanste und gütigste der Völker sind — weil sie eben heucheln, wo andere nicht einmal heucheln würden.

In Irland liegen die Dinge nun genau so. England ist im Begriffe, Irland den Irländern zurückzugeben.

Natürlich auch nicht ganz freiwillig und ohne Not, aber doch vor allem unter dem imperativen Zwang politischer Ideale, die sich sehr gegen den ursprünglichen Willen ihrer Verkünder selbständig gemacht haben und aus Phrasen Notwendigkeiten geworden sind.

Seit dem Abfall Amerikas geht diese ungeheure, unabsehbare Bewegung durch das britische Weltreich: was die politische Machtpolitik mit eisernem Griff zusammengescharrt und zusammengehalten hat, das lockert die britische Kulturpolitik, die Folge jener zehnfach gesegneten Nationalheuchelei. Ob dieses Reich zusammenhalten kann, wenn es seinen einzelnen Teilen gut geht, das ist jetzt so ziemlich die einzige weltpolitische Frage von wirklicher Bedeutung. Deswegen ist es (und bitte, ist es für uns!) so ungeheuer wichtig, zu beobachten, was jetzt in Irland vorgeht. Eine Beute der Engländer soll durch die Engländer freigemacht werden — und dabei auf ewig sehr englisch bleiben. Da werden wohl alle Qualitäten der englischen Rasse zum Vorschein kommen müssen. Ob es gelingt, ein autonomes Irland zu britischem Reichspatriotismus zu bekehren, diese Frage will gar nichts anderes bedeuten als das Problem, ob bei fortschreitender Zivilisation das britische Weltreich britisch bleiben kann.

Vielleicht geht das auch Deutsche an. Aber Irland ist in Deutschland weniger bekannt, als Zentralasien, und als ich von meiner irischen Reise heimkehrte, waren es nicht lauter Analphabeten, die mich fragten, wie mir der Hekla imponiert habe. Man fährt nämlich nach Island; nach Irland fährt man nicht. Es ist nicht die gute Stube der Engländer; es wird in diesem

Zimmer ihres Hauses erst jetzt aufgeräumt und es sieht noch ein bißchen wild aus. Es ist indiskret, in einem solchen Moment einen Blick durch die Türspalte zu tun. Ich weiß, ich habe mich sehr shocking benommen. Ich war in Irland und hätte an der cornischen Riviera doch so viel nettere Familienpensionen finden können.

DIE INNISCARA.

Aller Anfang ist London. Wenn man zum erstenmal nach Rom kommt, wundert man sich schmerzlich, wie man bisher überhaupt in einer anderen Stadt leben konnte. Die gleiche Verwunderung, ob auch nicht ganz so schmerzlich, packt einen in London. Nur die Gründe sind andere.

Wenn einer bisher in Bautzen gewohnt hat und er kommt zum erstenmal nach Chemnitz, dann scheint ihm Chemnitz alle die starken giftigen Reize raffinierter Großstadtkultur zu enthalten und das stattliche Bautzen wird flugs mit liebevollem Mitleid als Provinz empfunden. Nun soll der gute Mann aber zum erstenmal nach Berlin kommen; er wird nach fünf Minuten einsehen, daß hier der großstädtische Reichtum an Lebensformen, daß hier die Ordnung, der Komfort unvergleichlich größer sind, als in Chemnitz, das heißt, daß auch Chemnitz eine Provinzstadt ist. Nun, die Stadt, in der einem Berlin als nette, stille Provinzstadt vorkommt, liegt an der Themse und heißt London. So gewiß z. B. Orvieto eine schönere Stadt ist, als Berlin, so gewiß hat Berlin vor London manche Vorzüge — aber auch Bautzen muß seine speziellen Vorzüge haben, sonst würden die Bautzener alle auswandern. Es hilft aber nichts: die Bedeutung eines Zentrums richtet sich immer nach

der Größe des Kreises, in dem dieses Zentrum liegt. London ist das Zentrum des größten Kreises der Welt. Es kommen die meisten Leute dorthin, um auf alle Arten Lärm zu machen (was man eine Großstadt nennt). Die Leute sind verschieden gefärbt; sie werden von London gebleicht. London ist die größte Assimilationsmaschine der Welt. Indische Prinzen und russische Juden werden in den Trichter geschüttet; unten kommen zwar nicht angelsächsische Weltbeherrscher heraus, aber indifferente Wesen mit dem Stempel: made in England. Der indische Prinz wird zu einem Gentleman gemacht, das heißt zu einem Menschen, der alles Englische berufsmäßig göttlich findet. So, jetzt kann er nach Indien zurückgehen, dort weiter Cricket spielen und in den Zwischenpausen Millionen Menschen so regieren, daß sein Londoner Klub mit ihm zufrieden ist.

Russische Juden pflegen zähere Braten zu sein, als indische Prinzen, aber auch aus ihnen versteht London das nationale Durchschnitts-Roastbeef zu bereiten. Es ist unglaublich, wie leicht sich an den Zugewanderten ein gewisser oberflächlicher Anglisierungsprozeß vollzieht. Fixe Ideen stecken an, und das Engländertum ist nichts als ein Komplex von fixen Ideen. Fixe Idee, daß man zum Frühstück bestimmte Gerichte zu essen hat. Fixe Idee, daß man die Welt zu erlösen bestimmt ist. Fixe Idee, daß die Erwähnung des Wortes „Hosen“ unmoralisch ist und daß ein anständiger Mensch das Wort „verdammt“ nicht in den Mund nehmen darf. Vor allem die fixe Idee, daß England immer und überall recht hat, daß der ganze dicke Kodex englischer fixer Ideen heiliger ist, als

jede Bibel. Die englische Gentry hat, nicht zu ihrem Klassenschaden, diesen Kodex in die Welt gesetzt und siehe, er zermalmte die Welt zu Brei. Jeder Negerprinz kann in einer Stunde den perfekten Engländer spielen, wenn er nur so tut, als glaube er an ein Dutzend fixe Ideen. Natürlich, die paar Dutzende wirklicher Engländer, die wirklichen Beherrscher der Welt, lachen heimlich über den Aberglauben, der von ihnen ausstrahlt. Aber sie wissen sehr gut, daß sie gerade durch die Macht dieses Aberglaubens die Welt beherrschen. Es ist wie mit dem Islam, der jetzt so ungeheure Fortschritte macht: er ersetzt die kompliziertesten Heidentümer durch drei, vier einfache Riten und Glaubenssätze. Der schwärzeste Nigger, der sich diesen Riten und Glaubenssätzen unterwirft, wird plötzlich Mitglied einer gewaltigen Weltorganisation und distinguiert wie der vornehmste Araber, der edelste Haussa. Ebenso leicht kann man in die nicht minder vornehme Weltorganisation der Angelsachsen eintreten; drei, vier leichte Riten genügen (zum Frühstück Speck mit Spiegeleiern essen, täglich Sportberichte lesen, den Sabbat heiligen). Dieser erfolgreiche Klub ist nicht exklusiv. Das erklärt den fortwährenden Zustrom von neuen Mitgliedern. In dieser Welt von heute rotiert eine ungeheure Maschine. Sie saugt Menschen aller Rassen auf und gibt Angelsachsen wieder. Das Herz, die innerste Motorenkammer dieser titanischen Assimilationsmaschine, heißt eben London. In London wird alles Metall der Welt umgeprägt und bekommt den angelsächsischen Stempel.

Und, was ich bemerken wollte, dieses London ist von dem Lande Irland eine halbe Tagereise entfernt.

Londoner Zeitungen werden noch am Erscheinungstage in ganz Irland gelesen. Seit Jahrhunderten kommen Hunderttausende von Iren nach London.

Und man sagt mir: Irland ist kein angelsächsisches Land. Es hat nicht den Stempel. Es ist nicht assimiliert.

Ja, falls das wahr ist, dann muß dieses Irland wirklich ein ganz außerordentliches Land sein. Für uns festländische Bürger lautet zurzeit die große bange Frage: wie fängt man es an, kein Angelsachse zu werden? (Was man auch den Kampf gegen die Amerikanisierung der Welt nennen kann. Amerika, das ist: alle Nationen bereits aufgelöst in der angelsächsischen Flut.) Von den Iren kann man das also lernen. Die Überfahrt über den Sankt Georgs-Kanal steht zwar nicht im besten Ruf, aber ich werde sie wagen müssen.

Mit dem irischen Expreß der Great Western nach Fishguard. Mein Gefährte und ich staunen wieder, wie wir so in einen englischen Wagen dritter Klasse gesetzt werden. So behandeln bei uns die Eisenbahnverwaltungen nur reisende Grafen und Hochstapler. Ich erinnere mich, daß Cook, der große Thos. Cook in England seine Rundreisenden prinzipiell nur dritter Klasse fahren läßt, unter der Begründung, die englische dritte Klasse entspreche nicht der kontinentalen ersten, sondern übertreffe sie. Nun gibt es in diesem Zug ja auch Abteile erster Klasse; wahrscheinlich sind diese für Lords und Hochstapler reserviert. Das ist der Unterschied: bei uns sitzen die Lords und Hochstapler weich, der Bürger sitzt sich auf Holzbänken Löcher in ungeeignete Gegenden. In wahrhaft demokratischen Ländern würden Lords, Hochstapler

und Bürger auf den gleichen Bänken entweder alle hart oder alle weich sitzen. Im aristokratischen England sitzt der Bürger recht weich und bequem und betet den Lord von ferne an, der in einem gesonderten Tempel noch weicher sitzt. Diese englische Aristokratie herrscht noch immer, weil sie es verstanden hat, dem Bürgerstand panem et circenses zu geben: ein ungeheures nationales Machtbewußtsein und einen durchschnittlichen Komfort des Lebens, von dem sich der sozial gleichgestellte kontinentale Bürgersmann kaum noch etwas träumen läßt. Daneben steht allerdings noch der Pöbel; er schreit so laut, daß man ihm auch seinen Komfort wird geben müssen. Das ist die große Kunst einer klugen Aristokratie: wenn das Volk auch erster Klasse fahren möchte und stark genug ist, seinen Willen durchzusetzen — dann nicht die erste Klasse öffnen, sondern die dritte polstern und ihre Wände mit hübschen Bilderchen behängen. Draußen, im britischen Weltreich, ist das gleiche Problem auf die gleiche Weise zu hören: den unterworfenen Völkern zeigen, daß es sich in der dritten Klasse des allbritischen Weltexpreß auch ganz weich und gemütlich sitzt. Damit die Völker ihre Herren ruhig in der ersten Klasse sitzen lassen. Allen großen Reformen in den englischen Kolonien, aller heilenden Kulturarbeit nach den großen Eroberungen liegt dieser Gedanke zugrunde. Es ist gar kein schlechter Gedanke, wie die Dinge heute liegen.

Draußen vor dem Coupéfenster grünt ein ungeheurer Garten. Es ist eine Landschaft erster Klasse, oder die dritte ist besser eingerichtet, als die kontinentale erste. Bei uns sind die Wälder schöner, in England die

Parks — und was bei uns flaches Land ist, ist in England Park. Es ist ja mißlich, so im Vorbeifliegen Urteile zu fällen — aber diese Bauernhäuser sehen aus wie Villen und die vielen Schlösser scheinen alle königlich. Ich muß an meine geliebte Insel Jersey denken, wo die Bauern Sonntags mit Zylinder und Handschuhen in die Kirche gehen. Ich weiß, es hat seine Schattenseiten. Ich weiß, der englische Pächter wandert nach Australien aus, nicht weil er etwa Hunger hat, sondern weil er in Australien für sein Geld ein freier Mann sein wird, nicht mehr ein Vasalle des Squire. Es gibt eben Leute, denen die dritte Klasse auch dann nicht genügt, wenn sie gepolstert ist. Aristokratie steckt an.

In sausendem Tempo durch eine mittlere Stadt. Ein Haus genau wie das andere, aber jedes gehört einer einzigen Familie, und jedes hat ein Gärtchen. In diesem Einfamilienhaus vor der Geschäftsstadt leben und abends im Gärtchen seine Pfeife rauchen und Sonntags respektabel in die pseudogothische Kirche gehen, das nennt man auf englisch suburban life. Ein Leben vor den Toren. Die obligaten roten Monatshefte mit ihren amüsanten und platten kurzen Geschichten gehören auch dazu — es ist ein gut gepolstertes Leben dritter Klasse. Es geht eine gewaltige Tendenz durch die Welt: die ganze Welt möchte diesen nicht unbedenklichen Kompromiß zwischen Sklaverei und Behagen schließen, den die englische Mittelklasse darstellt. Das ist die angelsächsische Eroberung der Erde.

Es wird langsam dunkel. Durch den Sommerabend glühen rechts und links rote Flammen: wir sind im

wallisischen Kohlenrevier. Entschieden eine Gegend vierter Klasse, in der schmutzige Männer unter Tag arbeiten, oder in abscheulichen Kneipen Branntwein saufen oder verzweifelte Streikexzesse begehen — man liest das so von Zeit zu Zeit in den Blättern. Es muß Arbeitersonderzüge geben, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß jetzt auf einmal schwarze Männer einsteigen und sich neben mich auf die schönen roten Polster meines Coupés setzen könnten. Es scheint, die industrielle Arbeiterschaft Englands fährt noch im Arbeitersonderzug, aber er wird wohl auch etwas besser eingerichtet sein, als die fahrenden Zuchthäuser, die man bei uns vierte Klasse nennt. Dann gibt es noch unreputierliche Leute, die von der englischen Gesellschaft überhaupt nicht befördert werden, nämlich jenes entsetzliche Lumpenproletariat, das ich im Londoner Osten gesehen habe. Solange die große soziale Frage unserer Zeit nicht gelöst ist, werden immer noch die besten Züge keine vierte Klasse führen und auch die primitivsten keine fünfte, in England wie anderswo. Indessen scheint mir doch zunächst die Frage die wichtigste: ist die dritte Klasse gepolstert oder nicht? In der dritten Klasse pflege nämlich ich zu fahren.

Der Zug hält. Grelle Eisenbahnlichter beleuchten schroffe Felsen. Es müssen Strandklippen sein, denn vor ihnen ist ein Dunkel, das nicht das Dunkel des festen Landes ist. Die Coupétüre wird aufgerissen; ein Träger kommt wortlos herein und nimmt mein Gepäck. Bei uns käme er nicht freiwillig und vielleicht würde ich Prolet dritter Klasse mir mein Köfferchen selbst schleppen. Hier bezahlt die Bahngesell-

schaft den Träger. Es fährt sich in England tatsächlich sehr gut in der Dritten.

Mein Gefährte und ich folgen dem Träger und wir sehen, daß der kleine Bahnhof unmittelbar an der Landungsbrücke liegt. Dicht neben dem Bahnsteig ragt eine plumpe Masse empor: der Dampfer „Inniscara“, der uns von diesem Hafen Fishguard über das nächtliche Meer zum Hafen Cork tragen soll. Ich zerbreche mir den Kopf, was „Inniscara“ bedeutet und wie man das auszusprechen hat. Es wird wohl ein irischer Ortsname sein. Also hier beginnt Irland. Wenn ich das Deck betrete — —.

Der Träger dreht sich um, mustert unsere Toiletten, weiß nicht auf den ersten Blick, wo er uns hintun soll und fragt schließlich: „Saloon or third class?“ Die gleiche Frage hat man mir heute Vormittag im Londoner Reisebureau gestellt: ob ich auf dem Schiff erster oder dritter Klasse fahren wolle. Ich hatte an die prächtige dritte Klasse der englischen Schnellzüge gedacht, und mich für die sparsamere Alternative entschieden. Gut, ich sage es dem Träger, der Träger sieht mich strafend an und führt mich, sobald wir an Bord sind, nicht nach links, wo es nett aussieht, sondern nach rechts, wo eine schmutzige Hühnerleiter auf ein sehr dunkles und sehr unfreundliches Deck hinabführt. Ich ahne etwas und sage, ich wolle zunächst auf Deck bleiben. Der Träger hat einen anheimelnden Amtston und sagt, das sei verboten. Er stößt eine Art Kellertür auf; Lärm und Gestank schlägt hervor. Über eine scheußliche Stiege hinab in einen überfüllten Schiffsraum. Eine Bar, an der wenig vertrauenerweckende Reisegefährten saufen. Bänke, auf

die ich mich bestimmt nicht legen werde. Ein Fußboden, vollgespuckt von zwanzig Generationen von Seekranken.

Ich tausche mit meinem Gefährten einen Blick und sage dann dem Träger, daß wir nachzahlen und im „Saloon“ fahren werden. Der Träger wird sofort höflich und geleitet uns in eine gemütlichere Gegend.

„Wer hätte das gedacht!“ sagt mein Gefährte. „Nach dieser herrlichen dritten Klasse im Zug.“

„Es scheint, daß wir in Irland sind,“ sage ich. „Und daß in Irland die Engländer nicht dritter Klasse zu fahren pflegen.“

Wir zahlen eine Kleinigkeit und bekommen eine prächtige, saubere Kabine angewiesen, mit reinen Bettüchern, daß es ein Vergnügen ist, und blitzblanken, handlichen Eimern für alle vorkommenden Fälle. Ich bin müde genug, aber es hat einen eigenen Reiz, auf Deck zu stehen, wenn ein Schiff abfährt. So gehen wir durch den appetitlichen Speisesaal, durch das nette kleine Rauchzimmer, betreten jenes sympathische Deck erster Klasse, lehnen uns malerisch an die Reeling, wie man zu sagen pflegt (aber ich werde bestimmt noch einmal erfahren, was das eigentlich ist: die Reeling), und blicken hinaus auf den schwach beleuchteten Kai. Der Schiffskran senkt sich und hebt sich und packt Kisten und Ballen und legt sie sanft auf das untere Deck. Vor uns sind die hohen Klippen. Auf der anderen Seite müßte das Meer sein. Aber es ist heute nicht da; einfach ein schwarzes Nichts. Man kann prosaisch bemerken, daß die Überfahrt angenehm werden dürfte; man kann poetisch prophezeien, daß man über diese dunkle Unendlichkeit nie hinüberkommen wird.

„How do you do?“ fragt neben mir jemand, den das eigentlich nichts angeht. Ich sehe einen langen, rothaarigen Menschen mit rundem Kopf; er trägt wie jeder rechtschaffene Brite einen Gummimantel und eine wollene Mütze.

„Wohin fahren Sie?“ fragt mich der Mann, und es ist glühendes Interesse in seiner Stimme. Nun ist es nicht schwer zu erraten wohin ich fahre, weil doch dieser Dampfer weder nach dem Jungfraugipfel dampft, noch nach Honolulu, sondern, wie auf dem Fahrplan steht, nach Cork, Irland. Na, ich sage das in dem um ein Uhr nachts noch verfügbaren Englisch. „Oh, Sie fahren nach Irland!“ sagt der Herr, maßlos verwundert und sehr begeistert. „Sie werden sehen, das ist das schönste Land der Welt! Kommen Sie und have a drink!“

Und schon sitzen wir in dem netten kleinen Rauchzimmer und ich muß echten irischen Whisky kosten und sagen, wo ich her bin und was man in Berlin von Homerule hält und ob die Invasion bald losgeht und ob ich nicht denke, daß Irland das schönste Land von der Welt ist, und daß das Wetter very lovely ist und ob ich mehr Whisky oder mehr Soda nehme. Es ist eine typische englische Konversation — bis auf eins. Dieser erste Ire macht Reklame für sein Irland, was einem Engländer nie einfällt. Ich denke an den Engländer, der mir geraten hat, lieber nicht nach Irland zu gehen. Nun ist Irland seit mehr als hundert Jahren politisch mit England uniert; der englische Patriotismus müßte sich also auf Irland, der irische auf England erstrecken. Hingegen, wenn ich einem Engländer sage, die Isle of Wight sei schön,

ist er geschmeichelt; sage ich ihm Südirland sei schön, dann ist es ihm Wurscht. Der Ire wird wütend, wenn ich überhaupt von der Isle of Wight spreche. So sieht die Union zwischen England und Irland im Bewußtsein der beteiligten Völker aus.

Noch liegt die „Inniscara“ im englischen Hafen und ich merke das schon. Dieses Schiff wird mich wirklich, scheint es, über einen dunklen Abgrund tragen. Der rothaarige Ire an meinem Tisch kommt aus London wie ich. Er trägt den Gummimantel und die Mütze der Engländer, ihre kurze Pfeife hängt ihm zwischen den Zähnen, er hat das Gespräch mit der sozialen Formel „how do you do“ begonnen und ist eben dabei, das Abendgebet der Gläubigen zu verrichten, das da heißet: Whisky und Soda. Der Mann kommt aus der Assimilationsmaschine. Bis auf seinen rothaarigen Schädel ist nichts Keltisches an ihm: er ist angelsächsisch gestempelt.

Bleibt der rothaarige Schädel. In ihm steckt, ganz nach angelsächsischer Manier eine fixe Idee: das irische Vaterland und (aber das ist noch nicht die gleiche Idee) der Haß gegen die „sächsischen“ Fremdlinge.

Die „Inniscara“ lichtet die Anker. Dieses englische Schiff mit dem keltischen Namen, mit der englisch-komfortablen ersten und der irisch-schmutzigen dritten Klasse ist wirklich ein Verkehrsmittel zwischen England und Irland — über den schwarzen Abgrund.

Inniscara, Inniscara. Es klingt süß, musikalisch, fremd, keltisch. Ich möchte wissen, wie man es ausspricht und frage den Rothaarigen.

Er spricht das keltische Wort englisch aus.

CORK.

Dann war es ein trüber nebliger Morgen. Wir stehen auf dem Bootsdeck, an der Stelle, die von der Dampfmaschine angenehm gewärmt ist. Vor uns, auf dem unsympathischen Deck dritter Klasse stehen (jetzt muß es wohl wieder erlaubt sein) zwanzig irische Boyscouts in Uniform, mit aufreizend irisch-grünen Halstüchern und mit gelb gestickten Harfen auf den Rockärmeln, von grünen Shamrock-Kleeblättern ganz zu schweigen. Geputzt mit nationalen Symbolen, und vor allem hochwichtig durch diese Symbole, stehen die langen Burschen da, machen irische Nasenlöcher weit auf und wittern ihr Land. Dort hinten beginnt es. Ein grüner Küstenstreifen; er öffnet sich liebenswürdig und läßt den Dampfer ein.

Und nun kommt ein Labyrinth von Kanälen und Buchten, von Inseln und Vorgebirgen. Es ist wie ein norwegischer Fjord, nur nicht so resolut, weicher, gemütlicher. Das Meer stattet dem Land einen freundschaftlichen Besuch ab und rinnt tief hinein. Kleine Städte mit großen Kathedralen stehen am Ufer und jeder Ort hat seine netten Villenvororte mit gepflegten Gärten. Dann wird die Bucht enger; ein Kanal, schließlich eine Flußmündung. Zwischen grünen Höhen (man versteht sofort, warum Irland die „Smaragdinsel" genannt wird) liegt eine Stadt. Reizend. Der Dampfer

hält. Die Stadt liegt noch immer da. Schon etwas zu lange. Gut, wir steigen aus. Man bemerkt, daß es eine Hauptstraße gibt; nur ist das Hotel, das sie verziert, etwas mäßig. Immerhin, man säubert sich und geht aus. Also das ist die Stadt Cork in Südirland! Es gibt eine Hauptstraße und ferner noch eine Hauptstraße. Letztere heißt the Grand Parade; mein Reisehandbuch erzählt, es sei eine sehr schöne Straße und ihr Hauptschmuck sei eigentlich eine Reiterstatue des Königs Georg II., aber die Statue sei nicht mehr da, weil sie loyale irische Untertanen eines Tages in den Fluß geschmissen haben. Es war nicht schön von ihnen, denn wenn sie auch schon rebellisch gesonnen waren, hätten sie einem armen Reisenden das bißchen Sehenswürdigkeit stehen lassen dürfen.

Indessen, wozu besitzt der Mensch ein Reisehandbuch, als auf daß es ihm die nötigen Sehenswürdigkeiten beschaffe? Also was sagt mein grüngebundenes Reisehandbuch mit den vielen Illustrationen?

Es meint, daß Sankt Finn Barr im siebenten Jahrhundert eine Abtei gegründet hat. Hm, aufregend! Ferner hat sich Desmond Macarthy, König von Munster, im Jahre 1172 dem englischen König Heinrich II. ergeben. Natürlich; sobald man Irland betreten hat, fangen die alten irischen Könige an; es ist ein Stichwort gefallen. Nichtsdestoweniger kann ich mir den König Desmond Macarthy nicht besehen; er ist nämlich allerhöchst tot.

Das Reisehandbuch schlägt mir vor, ich könnte mir ja das Gebäude der Bank von Irland ansehen. Oder auch das Haus des Grafschaftsklubs. Mir wird die Wahl schwer; schließlich gehe ich zur katholischen

Kathedrale und erlebe eine angenehme Überraschung. Die Kirche ist erst 1879 (von W. Burgess) erbaut worden und ist dennoch ein bedeutendes Kunstwerk. Es gibt in Irland — außer malerischen Ruinen — nicht sehr viele alte katholische Kirchen; die meisten Kathedralen sind seit der Emanzipation der Katholiken neu erbaut worden und, wie es scheint, nicht immer mit Glück. Diese Kirche hier, eine funkelnagelneue und dennoch romanische und — welches Wunder — dennoch schöne Kirche will etwas ausdrücken und sagt es mit starkem Laut: „Ich bin die alte Kirche der irischen Apostel — ich die neue Kirche, die nicht gestorben ist, die über Cork regiert und über die ganze Insel!"

Der Sakristan sagt, die Kirche sei eins der schönsten Werke der altfranzösischen Gotik. Er irrt sich, aber ich gebe ihm dennoch drei Pence. Da bringt er mir ein Buch und meint, ich müsse mich unbedingt eintragen. Solch ein Gentleman wie ich komme nicht alle Tage in seine Kirche.

(Ein düsterer Verdacht betrübt mich: sollte, ja sollte der Mann an meiner Aussprache des Englischen bemerkt haben, daß ich ein Fremder bin? Ich hatte so stark auf Irland gerechnet! Hier sprechen die Leute ein schlechtes Englisch — ich spreche auch ein schlechtes Englisch, also könnte man mich freundlichst für einen echten Iren halten.)

Nach dem Besuch der Kirche entsteht in der Folge der Corker Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen wieder eine peinliche Pause. Diese überaus angeregte und anregende Provinzstadt liegt fortgesetzt an den Ufern des Flusses Lee und rührt sich nicht. Folglich

muß der Mensch Mittag essen gehen. Die Lokale, die es gibt, sind erschrecklich verlockend. Am Ende einer Wanderung durch die Hauptstraße, oder nein, durch beide Hauptstraßen, sitzen wir an einem leidlich gedeckten Tisch und nun können die irischen Nationalspeisen beginnen. Aber nein, die Speisekarte ist genau so, wie bei Lyons in London, wo ich mir den Magen so sehr verdorben habe. Ich kann ein Roastbeef haben, ein zu wenig oder ein zu stark gebratenes Beefsteak, eine große Auswahl von Erdäpfeln, eine Tasse Tee. Es kostet nicht mehr, als ein nettes Luxus-Frühstück in einem guten deutschen Weinrestaurant ersten Ranges. Immerhin, wenn man ein englisches Mittagessen der Reihe nach mit scharfer Worcestershiresauce begießt, mit Senf bestreicht, mit Pfeffer bestreut, mit Fruchtgelee beträufelt, kommt schließlich doch ein Geschmack in das harmlos biedere Zeug.

Ich sehe manchmal auf die Uhr, aber es ist noch immer nicht morgen früh. Ich bummele durch die Straßen und entdecke zwei Kategorien: schmutzige und langweilige. Die Läden werden mir vor der Nase geschlossen, denn es ist einer der unzähligen irischen Feiertage.

Auf einmal lese ich ein Plakat: irgendwo da draußen wird eine Pferdeschau abgehalten. Ha, ich stürme geradezu auf das Verdeck der elektrischen Straßenbahn. Und nun geht es wieder durch ganz reizende Villenviertel, deren Gärten unter trübem Himmel eine italienische Vegetation umfassen. Ein umzäunter Platz. Bettler. Gedränge. Tickets, please.

Ich gehe durch die Drehtür und weiß plötzlich, daß ich unrecht habe. Ich komme direkt aus London nach

Cork und verlange — weil gerade kein geeigneter Zug geht — daß Cork, Südirland, so belebt und interessant sein soll, wie dieses brausende, brüllende London. Hingegen bin ich in einem Lande, wo treffliche Schweine gemästet, edle Pferde gezüchtet werden. So ein Land braucht Marktstädte und sie müssen genau so aussehen wie Cork.

Auf dem großen Platz wirbeln unzählige landwirtschaftliche Maschinen, Dampfmotoren stampfen. Rechen, Dreschflegel, Sensen werden rhythmisch bewegt. Es ist ein buntes Bild. Gutgenährte Farmer mit Sportkappen stehen sachlich vor den Maschinen, bilden kleine Gruppen und sehen zu.

In großen Holzbaracken stehen Pferde; sie werden gleich im Ring vorgeführt werden. Aus einem Schuppen tönt lautes Krähen — und wahrhaftig, klein sind irische Preishühner nicht.

Mein Begleiter ist unzufrieden. Er hat sich Sensationen versprochen, mindestens etwas Jahrmarktstreiben. Nein, das gibt es nicht. An einem einzigen Stand werden künstliche Blumen verkauft, und einige Provinzdamen kaufen diese Blumen, und ihre Urenkel werden sie noch in den ererbten Vasen stehen haben. Sonst — Sämereien, Dungmittel. Eine Bar, in der breitbeinige Männer ohne Leidenschaft, aber mit Hingabe irischen Whisky trinken. Ein bescheidenes Teezelt für die Damen. Das ist alles. Und doch ist ganz Cork hier draußen.

Ich sehe es meinem Begleiter an: er bezweifelt, ob er deswegen extra nach Irland gekommen ist. Ich sage ihm, daß ich deswegen gekommen bin. Heute früh die Buchten und Inseln — morgen die Berge und

Seen, ja, das ist die angenehme Zugabe. Was dazwischen liegt, das ist langweilig — und ist der Kern der Sache, ist das Leben. Unselig das Land, das nur dem Touristen etwas bietet; auf dieser Erde sind fast alle malerischen Gegenden unfruchtbar und alle interessanten Bevölkerungen verlumpt. An beiden fehlt es in Irland nicht; aber es gibt auf dieser armen Insel auch Mastschweine und Kartoffeln. Das ist minder interessant und ist die Zukunft und die Hoffnung des Landes. Irland liegt wenige Stunden von London, und London bezieht sein Fleisch aus Australien, und Irland hungert, und beide könnten sie vom irischen Speck satt werden, wenn Irland noch etwas langweiliger würde. Die Engländer haben solche Angst, daß ihnen im Falle eines europäischen Krieges die Zufuhr von Lebensmitteln für ihre Industriestädte abgeschnitten werden könnte. Dennoch dulden sie, daß in ihrem eigenen Lande immer mehr vom fruchtbaren Ackerboden in Lustgärten und Jagdgründe für die Gentry verwandelt wird, und auf der irischen Nachbarinsel haben sie es durch eine beispiellos unsinnige junkerliche Agrarpolitik dahin gebracht, daß die Ackerbauer aus Not zu Hunderttausenden auswanderten, daß heute der beste Teil des irischen Bodens brach liegt, der Rest unrationell bewirtschaftet wird. Jetzt, wo eine antijunkerliche Majorität regiert, sieht England ein, daß jedes neue Kornfeld in Irland, jede neue Kuh auf den luxuriösen irischen Weiden die Position ihres Weltreiches festigt. Ein gesunder Ackerbau in Irland schützt London und Birmingham vor der Kriegsgefahr besser als hundert Dreadnoughts, die hungrigen Bürgermägen nichts zu essen geben können. Mit jeder

Kartoffel aber, die ein irischer Bauer einem englischen Importeur verkauft, wird zugleich das rebellische Irland fester an das Reich gefesselt. Wenn es dem irischen Bauern gut geht — wem soll er seine Produkte verkaufen, als dem englischen Konsumenten? So etwas verbindet zwei Länder stärker als zehn Foliobände voll politischer Phrasen. Es gibt zurzeit nichts Wichtigeres und Interessanteres in Irland, als die Kartoffelfelder.

Von diesem Standpunkt aus müßten alle guten Iren und noch mehr alle guten Engländer dafür sein, daß man die berühmten Seen von Killarney zuschüttet und auf dem gewonnenen Land Kartoffeln baut. Man möge dieses Löbliche tun, aber bitte, noch nicht in dieser Woche. Ich fahre jetzt bald nach Killarney und ich will dort immergrüne, wild duftende Wälder haben und dunkle Wasserflächen. Ich werde davon träumen. Ich bin nämlich, nachdem ich die Pferdeschau gesehen habe, durchaus dafür, daß es solche Ackerbauzentren gibt wie Cork — aber ich denke, nach einem Corker Tag muß man angeregt schlafen und von etwas anderem träumen. Daß ich von Kartoffeln träumen soll, kann kein glühender irischer Patriot von mir verlangen.

GLENGARIFF.

Die Bahn, mit der ich Cork verließ, entschuldigte sich höflichst bei mir: sie war leider eine Eisenbahn, aber nur eine kurze; auch könne man von ihr aus romantische Ruinen erblicken; ferner flössen an einer Stelle zwei irische Flüsse zusammen, und überhaupt sei es eine ganz schöne Fahrt. Das stand auf bunten Plakaten und in illustrierten Prospekten und nahm sich gut aus; aber ich werde mich hüten und meinen Hals nach romantischen Eisenbahnruinen ausrecken. Das ist die erste Aufgabe für einen Menschen, der durch britische Lande reist; er muß seinen Konsum an Sehenswürdigkeiten auf ein Minimum einschränken, sonst wird er von allen Plakaten, Prospekten und Reisehandbüchern, die hier herumflattern, wild gemacht und stirbt im Verfolgungswahn. Was die Ruinen betrifft, die sind in Irland häufiger, als die vollständig erhaltenen Gebäude. Meistens hat Oliver Cromwell die betreffende Abtei zerstört; aber manchmal ist es einfach ein Bauernhaus, dessen Besitzer so im Laufe der bitteren irischen Geschichte verhungert ist.

Weiter. Im Fahren bemerke ich schon, warum sich die Eisenbahn gar so sehr entschuldigen mußte. Diese irische Bahn hat sich gegenüber den englischen Einflüssen ihren nationalen Charakter zu wahren gewußt: die dritte Klasse ist ein Schweinestall und so

unbequem wie nur irgend möglich. Wenn ich im Fieber Visionen von österreichischen Personenzügen habe, verfolgt mich ein ähnliches Bild. Ich sehe schon, in diesem guten Irland sitzt der Mann aus dem Volke lange nicht so weich, wie in England. Ich bin sehr zufrieden, daß die Insel klein ist und keine Bahnfahrt sehr lange dauert. Schon sind wir bei Macroom. Vor diesem Nest gibt es schnell noch eine wichtige Ruine, dann hat zum Glück die Eisenbahn ein Ende und empfiehlt sich. Da ich ein Rundreisebillet mit allen Schikanen besitze, darf ich in einen prachtvollen Motorwagen steigen; auch sind mir Ruinen und ferner uralte Druidenaltäre von der Tourist Development Co. Lt. in aller Form zugesichert worden. Als ich in London das Billet löste, versprach ein Plakat: eine reizende Fahrt. In Cork schrie ein Prospekt: die schönste Fahrt im ganzen Königreiche. In Macroom heißt es schon: das schönste Stück von Europa!

Vorläufig ein mäßig angebautes, sehr grünes Stück Hügelland. Der Motoromnibus rast, als wäre er größenwahnsinnig geworden und hielte sich für das Privatauto eines Lords. Wir steigen etwas, und nun geschieht etwas Sonderbares: diese paar hundert Fuß Höhe geben dem Land gleichsam einen Vorwand, seine Maske fallen zu lassen und den Urzustand hervorzukehren. Die wenigen schlechten Felder, die man bisher gesehen hat, verschwinden, und nicht immer treten reiche Wiesen an ihre Stelle. Schon zeigen sich moorige Heiden und kahle Steine. Man glaubt, im höchsten Hochgebirge zu sein, auf dem sumpfigen Plateau eines Alpenkammes. Und man ist doch gar nicht hoch, und am Wegrand blühen wundervolle,

wohlhabende Blumen, und sicher ist dieser Sumpf zu entwässern, und sicher ist jener Abhang zur Schafweide zu schade — wir sind in Irland, einem armen, einem zertretenen Lande. Die Dörfer, durch die man kommt, bestehen zum großen Teil aus Hütten, in denen drüben in England kaum das Vieh logieren möchte. Aber das größte und schönste Haus in jedem Dorf ist die Schule, und das ist löblich.

Ohne Zweifel befinden sich unter den vielen Steinen, die wir passieren, auch Druidensteine. Der Chauffeur schwört es mir; auch steht es im Prospekt. Jedenfalls, Steine gibt es genug. Rechts und links vom Weg tauchen schroffe Felsen auf, baumlos, aber mit tiefgrünen Pflanzen bewachsen. Schon blüht die Erika. Mitten aus der Fülle eines fetten Bodens, aus einer unerhörten Blumenpracht, ragt dieses Gestein hervor. Hie und da sieht man Eichenwälder. Die Eichen sind hier weniger aufrecht, als bei uns. Die Äste biegen sich zu seltsam gotischen Formen, und Farne gibt es in so einem Wald!

Immer einsamer wird die Gegend. Eine Stelle, schon hoch in den Bergen — was man auf dieser Insel so hoch nennt — heißt geradezu: Lone Gouganebarra. Das einsame Gouganebarra. Es ist ein dunkler See in einem schönen, tiefen Kessel voll Wildnis. Auf einem Inselchen steht eine Einsiedelei; St. Finn Barr hat sie im siebenten Jahrhundert gegründet, weil die Stelle gar so einsam ist. Und jetzt hat man glücklich ein Hotel hierher versetzt; auch kommen die Cook-Touristen, stellen sich rund um den See und sagen alle: „Kolossal einsam, indeed!“ Das kommt von den Prospekten.

Wenn ich keinen gelesen und mein verdammtes Reisehandbuch schon glücklich einmal verloren hätte, würde ich in der nächsten Stunde so beiläufig sagen: ein hübscher Hohlweg! Nämlich er ist wirklich hübsch und würde auch in den Alpen auffallen, so schroff stürzt das Urgestein auf beiden Seiten hinab, und so grün sind die Farne, so glühend blüht die Erika. Aber natürlich weiß ich schon, daß der Clan der O'Sullivans durch diesen Paß von Keimaneigh in die Ebene zu steigen pflegte, allwo dann Vieh geräubert wurde („Der Reisende sieht förmlich die wilden Gestalten und das fröhliche Blinken ihrer Schwerter"), und vom roten Heidekraut steht natürlich nichts im Reisehandbuch, und jetzt darf ich es mir als korrekter Reisender nicht einmal anschauen. Der Motorführer hält an und macht ein feierliches Gesicht. Da ich mit meinem deutschen Reisegefährten in dem großen Wagen allein bin, sagt niemand: very fine indeed! aber die Worte — mit amerikanischem Akzent — schweben förmlich in der Luft. Und verbessern die Luft nicht. Die Luft ist von Düften erfüllt; es ist eine herrliche, warme Luft, in die sich schon ein wenig Meersalz mischt. Aber ohne O'Sullivans und Prospekt wäre sie doch noch besser. Irland liegt zu nahe an Amerika.

Gleich nach dem Paß sieht man silbernes Wasser schimmern; eine helle Bucht leuchtet auf. Und nun kommen verwegene Klippen und gelber Ginster und grüne und blaue Ausblicke und dann wieder Wald, aber kein nordischer Wald, sondern fast ein tropischer mit immergrünen Bäumen, mit übermütigem Unterholz. Der Motorführer weist auf eine Hecke und sagt

deutlich: „Föschös!“ Ich kann nicht soviel Englisch oder weiß vielleicht die spezielle irische Aussprache noch nicht richtig einzuschätzen und so sehe ich mir die Hecke an, um zu erfahren, was „Föschös“ sind. Wahrhaftig; dieser mannshohe Strauch mit den zahllosen roten Blüten ist das Gewächs, das man bei uns in kleinen Blumentöpfen hat: Fuchsien. Und da ist der ganze Hohlweg begrenzt durch Wälder, durch rot brennende Wälder von Fuchsien. Das, was im Dickicht so glänzt, sind Blätter des Erdbeerbaums. An der Riviera di Levante sah ich den Baum und war stolz darauf, wie weit südwärts ich schon gekommen war, bis in das Land, wo große rote Erdbeeren einfach auf den Waldbäumen wachsen. Jetzt steckt man da auf einer nordischen Insel und findet das freundliche Wunder wieder. Glengariff heißt der subtropische Ort in den irischen Uferfelsen und wer dorthin kommt, geht ungern wieder weg.

Hinter unserem reinen, netten, winzigen Hotel gleich ein Gestrüpp von Bäumen, Steinen, Farnen. Man klettert auf allen Vieren hinunter und kommt an einen kleinen dunklen Fluß zwischen mächtigen Steinblöcken. Eine efeuumsponnene alte Brücke führt hinüber. Sie ist längst zerstört, und wer soll sie zerstört haben, wenn nicht Oliver Cromwell? Dieser große Mann steht bei den Iren im besten Angedenken; er hat sie Mann für Mann ausrotten wollen, aber es ist nicht ganz gelungen. Immerhin hat er binnen wenigen Jahren die eingeborene Bevölkerung um ein starkes Drittel reduziert; zwischen 1641 und 1649 wurden in Irland gegen sechsmalhunderttausend Menschen umgebracht und auch als Sklaven nach Westindien ver-

kauft. Den Überlebenden konfiszierte Cromwell eines Tages durch einen Federstrich alle ihre Felder und siedelte seine Soldaten auf ihnen an. Mit unglaublicher Zähigkeit hat die irische Rasse seitdem alles Verlorene wieder zurückerobert; nur im Norden, in Ulster, sitzen die Enkel der Cromwellschen Kürassiere noch in geschlossener Masse, sind Puritaner und Katholikenfresser geblieben und protestieren jetzt gegen Homerule, das heißt gegen den friedlichen Abschluß der alten blutigen Fehde.

Also die Brücke von Glengariff hat der Lord Protektor gleichfalls auf dem Gewissen, und möge ihm diese Sünde verziehen sein! Denn wenn die Brücke ganz wäre, eine gemeine Brücke zum Hinüberfahren, so wäre sie lange nicht so schön.

Natürlich sieht es einem Vergnügungsreisenden ganz ähnlich, so zu räsonnieren. Auf einem der prachtvollen Uferspaziergänge in der Nähe von Glengariff kamen wir zu einer winzigen Hütte. Davor ein kleines Kartoffelfeld; neben jeder dritten Kartoffelstaude eine stolze Tafel mit dem Namen der Kartoffelsorte: „Königin von Irland“, „Magnum Bonum“, „Die Beste von allen“. Wir treten in den Hof und bitten um ein Glas Milch. Die alte Bäuerin geht geschäftig ins Haus. Es hat nur einen einzigen verräucherten Raum; an dem offenen Kamin sitzt ein rothaariger junger Mensch mit einer Pfeife und vor ihm liegt ein Hund. Die Bäuerin holt zwei reine Tassen und füllt sie mit vortrefflicher roher Ziegenmilch. Wir trinken eine Tasse nach der anderen und blicken dabei verzückt hinaus auf die Bai von Glengariff mit ihren Inseln, mit ihrem romantischen alten Kastell, mit ihren starren Rän-

dern und ihrer weichen, leuchtenden Flut. „Schön habt ihr's da!“ sage ich. „Uns nützt die Aussicht nichts,“ sagt die Frau, „wir sind zu arme Leute!“ Aber ein Entgelt für die gute Milch wollte sie durchaus nicht nehmen, und als ich schließlich ihren Kindern etwas in die Sparbüchse steckte, konstatierte sie, das sei aber nur so geschenkt und nicht für die Milch.

Die Moral von der Geschichte ist, daß so ein Tourist ein nichtsnutziger Kerl ist, dem eine Hütte nie zerfallen genug sein kann; der zerlumpte Kinder malerisch findet und empört ist, wenn an einer Aussichtsstelle ein gemeines Kartoffelfeld liegt. Nun ist Glengariff kein ganz armer Ort, seitdem es große Hotels und durchreisende Amerikaner gibt, aber wie sieht die Dorfstraße aus! Am Abend ist dennoch ein freundliches Leben auf der Straße. Die Männer mit zerrissenen Kappen und kurzen Pfeifen stehen in Gruppen beisammen; eine Gruppe hat die Corker Zeitung und spricht über Homerule, die Erlösung, die da kommen soll. Zwei ganz alte Weiber unterhalten sich in tiefen Kehllauten. Es ist das erste gaelische Gespräch, das ich höre. Die merkwürdigen gotischen Schriftzüge der alten Keltensprache sieht man oft auf einem Ladenschild oder einer Straßentafel, man hat aber durchaus nicht den Eindruck, als ob es damit sehr ernst wäre. Wenigstens in diesem Teil des Landes scheint die alte Sprache doch recht sehr im Hintergrund zu stehen.

Im übrigen fabrizieren die Bewohner von Glengariff die berühmten irischen Homespun-Stoffe, und mancher Fuhrmann trägt einen Rock, den man in Berlin nicht zu erträumen wagt. Auch irische Spitzen

werden hier geklöppelt. Wer weiß, ob die armen Leute damit etwas Rechtes verdienen. Gewöhnlich sind die teuersten und feinsten Dinge diejenigen, bei denen arme Heimarbeiter am wenigsten profitieren. Was haben sie dann von der schönen Aussicht?

Es hilft nichts, man wird in diesem Irland den Druck nicht los. Als der große englische Romancier Thackeray vor siebzig Jahren das Land bereiste, schrieb er über jede malerische Gegend eine Seite, über jede gut kultivierte aber drei. Wahrscheinlich haben ihm Felsenriffe auch besser gefallen, als Kartoffelfelder. Aber, wie gesagt, man hat in diesem Lande ein schlechtes Gewissen, und wenn man ein Engländer ist, wie Thackeray, muß einen dieses Gewissen doch recht sehr bedrücken. Ein Land, das so schön und fruchtbar ist, hat länger als ein Jahrtausend hindurch die entsetzlichste Geschichte gehabt. Als das Gemetzel zu Ende war, blieb die politische, religiöse und wirtschaftliche Unterdrückung; als die irischen Katholiken emanzipiert wurden, blieben ihre schönsten Äcker immer noch das Eigentum englischer Lords. Und nun reisen Sommerfrischler durch dieses Land und freuen sich über öde Moore, über die Einsamkeit fruchtbarer Bergtäler, über den pittoresken Schmutz der Dörfer. In Süditalien — wo übrigens die Dinge noch sehr viel ärger liegen als in Irland — machen es die Fremden genau so. Sie ärgern sich über jedes solid gebaute Haus, weil es ihnen nicht in die vom Reisebureau garantierte Landschaft paßt. Oder aber sie nehmen dem Land seine Armut fürchterlich übel. Andere Leute haben Gewissensbisse, als ob sie etwas dafür könnten.

Nun darf ich konstatieren, daß ich die alte Brücke tatsächlich nicht gesprengt habe und auch kein dicker Großgrundbesitzer bin, der seine irischen Farmen aussaugt. Aber trotzdem — die Föschös wären leuchtender, die Wälder grüner, die See klarer, wenn es nicht die Geschichte Irlands gäbe und etwas weniger romantische Hütten. Nun, jetzt hebt sich ja in Irland der Fremdenverkehr. Die irische Geschichte wird er nicht aufheben, denn die hat er ja gepachtet, die bevölkert ihm das Land mit famosen Sehenswürdigkeiten, mit Druidensteinen, alten irischen Königen und Ruinen jeden Formats, alle gewissenhaft mit Efeu bewachsen. Aber die Hütten, diese schrecklichen Löcher, sollte der Fremdenverkehr beseitigen helfen, auf die Gefahr hin, daß alle Ladys aus Connecticut und Umgebung das Land viel weniger malerisch finden.

DER PARK DER LORDS.

Alle Reisehandbücher haben gewünscht, daß ich nach Killarney fahre. Zu Hause in Berlin empört man sich ja gegen die Reisehandbücher und nimmt sich vor, auf Reisen das Leben zu leben, wie es eben kommt. Aber hier in Irland gewinnen die Handbücher wieder die Übermacht, und ein friedfertiger Mensch fügt sich.

Ich fahre wieder nicht auf der Eisenbahn, sondern, mit dreißig Amerikanern und Amerikanerinnen zusammen, auf einem großen offenen Motorwagen. Statt die Eisenbahnen zu verbessern, führt man jetzt in Irland überall solche Autolinien ein. Für die Touristen ist es sehr angenehm; es kostet viel mehr, aber es ist ein Vergnügen. Die Ureinwohner des Landes mögen sich auch die nötigen Dollars verschaffen, dann werden auch sie halbwegs angenehm durch ihr Irland reisen können. Es besteht tatsächlich kein Gesetz, nach dem Iren den Motorwagen nicht benützen dürfen. Nur in der Praxis sitzen lauter Amerikaner auf den Bänken.

Also hoch zu Auto über einsame Pässe; vorbei an Felsenwüsten, an grünen Mooren. Hie und da eine sehr jämmerliche Hütte; überall weidende Schafe und schwarze Rinder. Dann wieder hinunter an die zackige Küste des atlantischen Ozeans. Dann wünscht die Motoromnibusunternehmung, ich möge in einem bestimmten Hotel den Lunch nehmen, also muß ich. Es

gibt wunderschöne große und teure Hotels in diesem Teil von Irland, mit violetten Rhododendren in weiten Gärten, mit eigenen Küstenstrichen, kilometerlangen Golfplätzen, alles hübsch von Mauern umzäunt — kurz, in dieser hochmodernen Zeit ist der schönste Teil von Irland durchaus nicht ganz von den Parks der Lords bedeckt, sondern zum Teil auch von den Parks der reisenden Amerikaner. In so einem unausstehlich schönen Parkhotel muß ich also für etliches Geld frühstücken. Dann wieder hinauf zu meinem Sitz. Es ist gut, daß er erhöht ist, denn sonst würde ich das Meer nicht sehen. Nämlich wo in Irland die Gegend schön zu werden beginnt, ist sie sofort durch eine hohe Hecke von der gemeinen Welt geschieden. Hinter der Hecke hat irgend ein Lord seinen Park und der Park hört genau dort auf, wo die schöne Lage aufhört. Wer hoch auf einem Auto sitzt und das bezahlt hat, der kann gerade noch über die hohe Hecke blicken und in den Park des Lords. Durch die Bäume hindurch sieht man das Meer schimmern; auf weiten grünen Rasenflächen steht ein prachtvolles Landhaus. Alle Aussicht und das Meeresufer und die Eichen und Erdbeerbäume und blühenden Rhododendren gehören dem Lord; aber man blickt über den Zaun.

Und dann wieder landeinwärts. Hier sind keine Hecken. Das Land gehört zwar noch immer dem Lord, aber hier ist die Aussicht nicht so gut, hier kümmert sich seine Herrlichkeit um nichts. Blutarme Pächter pflanzen einige Kartoffelstauden; der übrige Grund bleibt, was er war. Fast nirgends ein Getreidefeld, wo dennoch eins ist, stehen die Halme vereinzelt zwischen buntem Unkraut. Nun fahren wir wieder über einen

Paß. Irgendwo anders würde man sagen: der Weg steigt. Hier gelangt man vom fruchtbaren Meeresufer in einer halben Stunde in die vollste alpine Einsamkeit. Kein Baum ringsum. Und jetzt wieder einige Dutzend Meter bergab, an kleinen stillen Silberseen vorbei. Ein weites helles Tal öffnet sich; es ist eine herrliche Aussicht auf eine Seenkette, auf Berge und tiefgrüne Wälder. Was geschieht? Eine Hecke beginnt. Hier hat ein Lord seinen Park.

Wir fahren in rasendem Tempo auf Killarney zu. Die Hecke läuft munter mit. Aber das macht nichts, ich habe gezahlt wie nur irgend ein Amerikaner und sitze erhöht; ich darf wahrnehmen, daß die Welt schön ist. Ich freue mich auf Killarney: Seen, Berge, Wald. Spaziergänge muß das geben!

Am nächsten Morgen, nachdem ich mich durch das englische Frühstück gewunden habe, stehe ich vor der Tür meines Hotels und blicke auf die Hauptstraße von Killarney. Also, deutsche Dörfer haben reinere Hauptstraßen. Indessen, nicht wegen des Schmutzes und der Verwahrlosung wirken solche irische Nester so deprimierend, sondern wegen ihrer provinziellen Belanglosigkeit, wegen eines ganz erschreckenden Mangels an Charakter und Ausdruck. Oh Tivoli, du italisches Drecknest, wie liebe ich dich, wenn ich in Irland bin! Es gibt dekorativen Schmutz und schäbigen Schmutz. Der irische Schmutz ist ziemlich selten dekorativ, obwohl das ja auch vorkommt. Und in Irland bedeutet jede Art von Schmutz nicht nur Armut, sondern vor allem Sklaverei: weil nämlich die Angelsachsen, weil diese Herren des Landes gar so vorzüglich gewaschen sind. Wie schmuck ist ein großes

englisches Touristenzentrum im Vergleich zu diesem Killarney, das doch den Haupt- und Paradeort des irischen Fremdenverkehrs vorstellen soll! Aber was tut es! Ich gehe jetzt zum Seeufer! Ich nehme den Weg links; drei Minuten später stehe ich vor einem Parkgitter. Zwischen mir und dem See befindet sich der Park des Earls von Kenmare. Wer auf dieser Seite zum Ufer will, muß durch den Park Seiner Lordschaft. Nun könnte Seine Lordschaft zweierlei tun; sie könnte mir Wanderer erlauben, einzutreten. Das wäre gastfreundlich, großzügig, aristokratisch. Sie könnte das Tor hermetisch zusperren und alle Schönheit von Killarney für sich behalten. Das wäre protzig, hochmütig, exklusiv. Seine Lordschaft, der Earl of Kenmare macht es ganz anders: der edle Lord verlangt fünfzig Pfennig Entree. Wenn ich ihm Sixpence bezahle, ist er nicht exklusiv, sondern hingegen gastfreundlich. Das ist praktisch eingerichtet, aber es sträubt sich in meiner Bürgerseele irgend etwas dagegen, und ich denke mir: nun, so gehe ich eben von rechts an den See heran. Und zahle keine Sixpence und male es mir aus, wie enttäuscht der Earl jetzt sein muß.

Während ich mich wende, rast ein Kutscher vorbei und schlägt vor, ich möge seinen Jaunting-Car mieten. Nun ist ein irischer Jaunting-Car eine vergnügliche Sache. Ein einspänniger Wagen auf zwei hohen Rädern, aber schon mehr eine Rutschbahn oder ein Wasserfall als ein Wagen. Es sieht aus, als wäre dem Pferd sein Sattel über den hintersten Rücken gerutscht. Ein hoher Grat in der Mitte; rechts und links unter diesem Grat je ein schmaler Sitz. Man hat also das Pferd

nicht vor sich, sondern neben sich. Der Kutscher sitzt vorn auf der Höhe des Grates; die Fahrgäste klammern sich ordentlich an, sonst rutschen sie hinunter. Es ist ein großer Spaß und es geht sehr flott; doch ist das Wandern des Müllers Lust, und jeder Deutsche heißt in diesem Punkte Müller. Ich lehne also sehr stolz ab. Ich werde nicht fahren, sondern am Ufer des Sees dahinwandern. Ich werde mich ins Gras setzen. Ich werde — —

Zunächst ist zwischen dem See und mir eine Mauer. Dann eine Hecke. Nun sind irische Mauern schön; grüne Bäume ragen darüber empor. Nun sind irische Hecken noch schöner: sie blühen und duften. Aber auf die Dauer liebt es der Mensch nicht, auf einer staubigen Landstraße zwischen zwei Mauern, zwischen zwei Hecken einherzugehen. Endlich hören die Mauern und Hecken auf — es beginnt ein Gitter. Hier ist der Park des Lords zu Ende und es fängt der Park eines der beiden Hotels an, die in Killarney am See liegen. Was hilft mir das? Ich genieße nicht den Vorzug, in einem dieser Hotels zu wohnen; meine sämtlichen Erbonkel sind gesund und kinderreich. Nun, so werde ich weitergehen! Aber sofort fängt wieder eine hohe Mauer an; dahinter liegt wieder der Park eines Lords, oder vielleicht ist es nur der Gliedcousin eines Lords, ich weiß nicht. Ich sehe also ein, daß ich bei dem gegenwärtigen Stand der irischen Gesellschaftsordnung absolut nicht an den See von Killarney gelangen kann, wenn ich nicht dem Herrn Earl von Kenmare einen halben Schilling zahle. Ich kehre reuig um und tue das und nun weiß ich, wie eine irische Mauer von der anderen Seite aussieht. Jetzt habe ich einen ge-

waltigen Park zu meiner Verfügung; die Natur ist mir mit Erlaubnis des Earls zugänglich. Und ich sehe, was alles dem Earl von Kenmare gehört. Ein weiter See, der rauscht und Wellen wirft. Berge, so hoch wie die in unseren deutschen Mittelgebirgen, aber schroffer und kühner. Sie steigen in den See hinab, schicken wilde Klippen hinein. Und es blüht violett im tiefgrünen Gebüsch; ein dunkler Bach zieht durch enges Tal, dem See entgegen. Inseln mit alten Ruinen schwimmen im See. Es ist eine Fülle und ein Reichtum wie an den Seen Oberitaliens und streng und ernst wie im hohen skandinavischen Norden. Und wenn das Volk von Irland nicht Sixpence zahlt, bekommt es dieses sein Land nicht zu sehen.

Ich frage im Hotel meine Wirtin, ob ich denn dem Earl von Kenmare absolut Tribut bezahlen muß, wenn ich die Gegend sehen will. Sie meint, ich müsse das nicht, ich könne ja auch einen großen Ausflug machen, Kombination 3c, mit Lunch im Boot. Das Ziel ist ein Bergpaß, the Gap of Dunloe und es scheint, daß man in Killarney eher kleine Kinder fressen, als diesen schon mehr rituellen Ausflug unterlassen darf. Wenn ich meinen ersten Impulsen folgen würde, vielleicht würde ich eher kleine Kinder fressen — ich bin eigentlich sehr gegen jene Ausflüge, die man unbedingt gemacht haben muß. Aber der Mensch ist ein feiges und schwächliches Wesen, wenn er der Übermacht der vereinigten Reisehandbücher und Hotelportiers gegenübersteht. Ich stimme zu und am nächsten Morgen steht ein Jaunting-Car vor der Hoteltüre und ich fahre wieder jene Straße zwischen den Hecken entlang. Aber heute sehe ich über die Hecken, indem

ich doch meinen Wagen bezahle und erhöht sitze. Der Wagen führt mich so allmählich zwischen den Hecken hindurch, etwas bergan. Sofort wird die Gegend wieder öde. Plötzlich sprengt mir auf der Straße ein Reiter entgegen. Noch einer, noch einer, zehn. Alle möchten, daß ich ihr Pferd miete, denn ich werde den Wagen gleich verlassen müssen, ein Bergpaß beginnt. Ich überlege, ob an irischen Bergpässen gewöhnlich Lords mit Hecken residieren. Aber nein, sie sind mehr für Seeblicke; ich brauche keinen erhöhten Sitz und werde endlich einmal ein bißchen zu Fuß gehen können. So traben zehn schwer enttäuschte Reiter hinter meinem Wagen einher. Es sind übrigens noch mehr Wagen aller Formate auf der Straße; alle Hotels von Killarney lassen um die gleiche Stunde ihre Ausflügler los. Am Eingang des Passes herrscht ein wahrer Jahrmarkt. Hier ist es Sitte, in einem bestimmten Bauernhaus ein Glas Ziegenmilch zu trinken. Und alle Ausflügler tun es. Unterdessen wimmeln hundert Ponytreiber mit hundert Ponys vor dem Bauernhaus herum, und alle Treiber sind der Ansicht, daß ich alle ihre Pferde besteigen sollte. Auch bietet mir ein altes Weib dicke Wollsocken zum Kauf an; ferner ist da ein Mann mit einer Trompete und sagt, er könne fein Echo blasen; ich möge ihn für einen Schilling mitnehmen. Ich liebe Echos nicht; er ist empört, schwingt sich auf sein Rad und radelt davon. Ich muß noch ein bißchen bleiben, denn es ist zu komisch, wie sich uralte Amerikanerinnen in einen Herrensattel setzen und davonreiten.

Dann kommt ein wundervoller Marsch durch die Berge. Es traben hundert Pferde vor und hinter mir;

junge Mädchen lachen, alte Weiber kreischen, Treiber fluchen und dennoch herrscht Einsamkeit, so düster sind die Felsen, die kleinen Bergseen. Alles Menschliche in der Nähe ist so überaus erbärmlich, daß man es gar nicht beachten muß. Nur hie und da steht eine mit Wellblech gedeckte Hütte am Wege und davor lauert ein junges Mädchen, ob die Fremden nicht Durst haben und Gingerbeer trinken wollen — chemische Limonade mit Vitriol und Paprika, oder, daß ich nicht aufschneide, noch viel schärfer, der richtige Labetrunk für alte Whiskysäufer mit rettungslos verbranntem Gaumen. Abgesehen von dieser Belästigung (und es ist leicht, von ihr abzusehen) sieht die Gegend einfach aus, wie eine Mondlandschaft. Ich setze mich an den Wegrand und lasse die Reiter vorbei. Wenn sie weiter weg sind, wenn sie dort oben über die gewölbte Brücke ziehen, sehen sie gut aus und romantisch. Eine junge amerikanische Miß, blond, mit weißen Vogelflügeln am Hut, verschmäht es, ihr Pferd von dem irischen Treiber am Zügel ziehen zu lassen. Mit einem Lachen galoppiert sie ihm auf einmal davon, vorbei an den ängstlichen Sonntagsreitern, eine frohe Silhouette auf der Brücke, eine Walküre mit größerer Dollarmitgift.

Der Staub legt sich, ich kann langsam und einsam weiterschreiten. Freilich, der Mann mit der Trompete wartet an der nächsten Wegebiegung und teilt mit, für drei Pence werde er jetzt blasen. Ich lehne dankend ab, aber er bläst doch und kommt zu mir und sagt, er habe jetzt geblasen, und es sei ein Echo gewesen, und ich möge ihm einen Penny geben. Hinter dem nächsten Felsen steht ein anderer Mann und schießt einen Böller los. An dem dunkelsten See steht ein

Photograph und knipst mich. Nicht so sehr, weil er mich malerisch findet, sondern weil er mich nachher wieder irgendwo abfangen und mir das vollkommen entwickelte und kopierte Bild verkaufen will. Bergfrieden nennt man das auf poetisch.

Wie dann der Paß zu Ende ist und das Tal, in das er auf der anderen Seite mündet, sieht man von fern wieder den See blinken. Alle Leute freuen sich, alle Pferde traben los. Ich frohlocke, jetzt komme ich doch an den See, ob es der Earl von Kenmare will oder nicht. Und am Seeufer wartet schon mein Boot mit dem Frühstückskorb darin. Da sehe ich, wie sich der Verkehr staut; alle Reiter steigen ab. Nämlich jetzt kommt ein Parktor und am Parktor steht ein reizender kleiner Billetschalter, und wer durch will und an den See, der muß dem Lord Bandon einen Schilling bezahlen. Im Mittelalter waren die Raubritter nie so billig, wenn sie Wegzoll erhoben. Wir leben in einer zivilisierten Zeit und im Lande Irland, das zwar einigen englischen Lords gehört, aber auf eine höchst legale und zivilisierte Weise.

Gewiß, das Frühstück schmeckt dennoch. Wir sitzen im Gras und essen immer noch ein Sandwich; drei Schritte weiter lagern die Mitglieder einer Cookschen Touristengesellschaft und lassen sich von ihrem livrierten Fremdenführer genau so zeremoniell servieren, als befänden sie sich eben im Speisesaal des Astoriahotels und nicht bei sehr blauem Himmel auf einer sehr grünen Insel am Ufer eines sehr blauen Bergsees. Es geht nichts über die richtige internationale Vornehmheit.

Ich nehme meine letzten Sandwiches mit ins Boot;

ich muß endlich dieses Seeland genauer kennen lernen. Was jetzt folgt, die stundenlange, träumerische Ruderpartie durch drei Seen, ist herrlich. Grün sind die Erdbeerbäume der Lords. Mild leuchtet der Himmel der Lords. Adler der Lords kreisen um die starren Berggipfel der Lords. Auch gehört den Lords die Geschichte; alte Abteien und Schlösser, die andere Lords vor Jahrhunderten den Iren entrissen und zerstört haben, liegen am Ufer der Lords. Das Schloß von Ross, die Abtei von Innisfallen. Efeu rankt sich um das alte Gemäuer. Wenn die Iren Entree bezahlen, dürfen sie erkennen, wie kultiviert ihr Land in alten christlichen Zeiten war, wie tüchtig irische Krieger sich in alten Burgen gegen die englischen Feinde verteidigt haben. Aber die irische Erde, für die jene kämpften, gehört heute den Lords. Irland ist ein Park der Lords.

PAT UND DER LORD.

Ein Märchen mit Kommentar.

„Es war einmal in der Grafschaft Kerry ein Mann, oder war es eine andere Grafschaft von Erin, der hieß Pat, hatte rote Haare und sang gern ein Lied. Er konnte auch singen, denn sein Feld war gut und fett, die Schweine gediehen, die Rinder mußten das ganze Jahr lang nicht in den Stall, denn auch im Winter blieb die Weide grün.“

Stop, Kommentar: Wenn es in Irland nicht immerzu regnete, hätte Irland ein gänzlich italienisches Klima. Das Land ist nicht arm, sondern reich, nur Pat ist verarmt.

„Vielleicht war Pat nicht immer sehr gut gewaschen, trug einen rauhen, hausgewebten Mantel und sah ein bißchen verwildert aus, aber er war ein guter Bursche, brav, bieder und fromm. Er ehrte seinen Häuptling wie einen Gott und seinen Pfarrer, wie nie ein Gott geehrt ward. Am Abend lauschte er den Gesängen des Dorfbarden, die von alten Zeiten sangen und den Taten der alten Könige.“

Kommentar: Wenn man patriotisch entzückten Historikern glauben soll, waren die irischen Bauern bis unlängst wahre Wunder an Kunstliebe und historischer Bildung. Der Dichter Eoghan Rudhan O'Sullivan (im achtzehnten Jahrhundert) war ein Bauernknecht; als eines Tages der Sohn seines Gutsherrn mit einem griechischen Text nicht zustande kam, half er ihm

aus. Im Jahre 1817 berief in Kilkenny ein Bauer seinen ältesten Sohn an sein Sterbebett und rezitierte ihm mehrmals seinen Stammbaum, der bis ins Jahr 210 vor Christi Geburt zurückreichte und natürlich zu alten irischen Königen. Heute gibt es in Irland aber ganz erstaunlich viele Analphabeten.

„Doch jenseits des Meeres lebte damals ein starker Mann, er hieß Lord John und war von Beruf ein Herr. Da begab es sich, daß Pats geliebter Häuptling mit einem anderen Häuptling Streit bekam, was sollten die beiden auch sonst tun? Da schickte Lord John einige von seinen vielen, vielen Söhnen über das Meer, um dem Feind von Pats Häuptling zu helfen, dessen Sache sicher sehr gerecht gewesen sein muß. Johns Söhne brachten Pats geliebten Häuptling um und später auch den anderen Häuptling, weil es sich unterdessen herausgestellt hatte, daß der eigentlich ein rabenschwarzer Verräter war. Pat hatte mit all dem nicht viel zu tun, aber die Söhne Lord Johns sagten ihm, sie seien jetzt seine Herren, setzten sich breit vor sein Herdfeuer, streckten die langen Beine aus und prügelten Pats Söhne, wenn sie nicht schnell das Kalb schlachteten und die Grütze brachten; mit Pats Töchtern aber taten sie schön. Als am Abend der Dorfbarde kam, zupften sie ihn zwar übermütig am Bart, aber unversehens begannen die jungen Lords mitzusummen, wenn die Harfe tönte. Auch schmeckte ihnen die Grütze in der Art, wie sie Pats Frau zubereitete. So heirateten sie mit der Zeit Pats Töchter und vertrugen sich mit Pat; er hatte nur einige Fresser mehr zu ernähren.“

Kommentar: Die ersten englischen Ansiedler in Irland wurden in der kürzesten Zeit echte Iren. Alte normannische Adelsgeschlechter gaben ihren Namen auf und nannten sich Mac und

O'. Als später neue Engländer das Land neu eroberten, waren diese „degenerierten“ Geschlechter die gefährlichsten Feinde der Eindringlinge.

„Lord John wurde böse, als er gar nichts mehr von seinen Söhnen hörte und schickte neue Söhne nach; aber die machten es genau so. Dem guten Pat wurde das Haus ein bißchen voll, doch er blieb, wie er gewesen war. Nur Lord John war entrüstet und gab den Verkehr mit seinen Söhnen auf, die sich zu Pats Töchtern herabgelassen hatten. Da machte eines Tages Lord John eine sehr wichtige Entdeckung. Pat verehrte in seiner Einfalt den Stab des heiligen Patrick, den nach seiner Meinung Christi Hand berührt hatte. John hingegen fand plötzlich, daß das götzendienerisch sei; er hatte um diese Zeit ein schönes neues Gebetbuch bekommen und war überzeugt, daß man Gott nur mit diesen Gebeten verehren dürfe. So schickte er wieder neue Söhne über das Meer; die waren jetzt viel aufgeregter, als die früheren und verbrannten zunächst einmal den Stab des heiligen Patrick; dann gingen sie Pats angebetetem Herrn Pfarrer zu Leibe und jagten ihn weg; dann schickten sie einen Pfarrer mit dem neuen Gebetbuch, das Pat nicht verstand, und hießen Pat für diesen Pfarrer schwere Zehnten zahlen; Pats eigener Pfarrer aber mochte vor Hunger sterben. Pat war nicht sehr erbaut und seine Schwiegersöhne, Johns entartete Söhne, auch nicht. Sie hatten den alten Pfarrer auch lieber und hielten etwas von Sankt Patricks Stab.“

Kommentar: In ganz Europa war die Reformation eine geistige Bewegung und die Bilderstürmerei war nur eine Begleiterscheinung. In Irland bestand die Reformation ausschließlich darin,

daß man auf dem Markt zu Dublin die heiligsten Reliquien verbrannte und daß man die Mönche vertrieb, um englischen Reverends fette Pfründen ohne Gemeinde zu geben. Niemand versuchte, das Volk zur neuen Lehre zu bekehren, die Bibel und das Book of Common Prayer wurde nicht einmal in die damalige Landessprache übersetzt.

„Und es begab sich, daß Lord John wieder neue Söhne zu Pat schickte. Die konnten jetzt Pats Töchter nicht so leicht heiraten, weil Pat den richtigen Glauben nicht hatte. Daher begannen diese jungen Lords, Pat und seine Söhne gehörig zu zwacken. Ein paar von den Söhnen Pats wußten aber nicht, was Lebensart ist und setzten sich tüchtig zur Wehr. Nur waren leider Johns Söhne viel stärker; so warfen sie die Söhne Pats zu ihrem Hause hinaus."

Kommentar: Die ganze irische Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist voll von verzweifelten Aufständen und darauf folgenden Massenkonfiskationen von Grund und Boden. Wenn irgend ein irischer Grandseigneur sich empört hatte, wurde den Bauern seiner Gegend ihr Land weggenommen und englische Ansiedler besetzten es. Aber auch diese Ansiedler wurden zum Teil sehr rasch der Urbevölkerung assimiliert. Die Methoden, nach denen irische Güter konfisziert wurden, sind oft ganz reizend gewesen. In Connaught teilten die Behörden zur Zeit James I. den Grundbesitzern mit, ihre Besitztitel müßten neu registriert werden, das Registrieren koste Taxen. Die guten Leute zahlten die Taxen, aber die neuen Urkunden wurden nicht ausgestellt. Einige Zeit darauf erklärte die Regierung alle jene Güter für konfisziert — weil die Registrierung nicht erfolgt sei.

„Eines Tages kam wieder ein Sohn des Lord Johns vor Pats Haus getrabt; der hieß Lord Oliver und war ganz besonders wild und stark. Zu Hause hat er sogar seinem eigenen König den Kopf abgeschlagen. Bei Pat

benahm er sich über alle Maßen gewaltvoll. Weil man ihm in dem Haus nicht gleich parieren wollte, jagte er den alten Pat mit Fußtritten in den hintersten Winkel; seine Söhne erschlug er, wo er sie nur finden konnte; einige packte er auf Sklavenschiffe und schickte sie in wilde Negerländer, damit sie unter der Peitsche in Lord Johns Zuckerplantagen arbeiteten, wie elende Tiere. Pats Feld aber nahm Oliver ganz einfach weg. Oh armer alter Pat, wie ging es dir damals schlecht! Dem Barden wurde seine Harfe um den Schädel gehauen und der alte Pfarrer mußte sich verstecken."

Kommentar: Über Oliver Cromwells irländische Kriegspolitik ist schon gesprochen worden. Einwohner eroberter Städte ließ der Lord Protektor grausam niedermetzeln. Nach der Eroberung von Drogheda schrieb er seinem Parlament, es seien nicht einmal dreißig von den Verteidigern übrig geblieben und die seien unter sicherer Bewachung für die westindischen Plantagen. Cromwell schließt: „Ich wünsche, alle ehrlichen Herzen mögen den Ruhm für diese Dinge Gott allein geben." Was schändlich ist, ist schändlich.

„Nachdem er so große Taten getan hatte, fuhr Lord Oliver wieder weg, aber seine Brüder blieben bei Pat. Damals hatte Lord John wieder einmal einen Streit mit seinem König; es handelte sich um eine Meinungsverschiedenheit über die Gebetbücher. Der König riß aus und flüchtete zu Pat; da dachte Pat, er dürfe Lord Johns angestammtem König gehorchen, denn Johns Söhne hatten immer und immer gesagt, seinem König müsse man treu sein und wenn einer von Pats Söhnen nicht treu gewesen war, hatten sie ihn gehangen und gevierteilt. Jetzt also blieben Pat und seine Söhne Lord Johns König treu; da aber standen Johns Söhne auf, die schon im Lande waren und

andere Söhne Johns kamen über das Meer und ach! was waren die Kerle stark. Die Familie Pat wurde furchtbar durchgeprügelt und dann ließ ihnen Lord John sagen, zur Strafe seien sie überhaupt keine Menschen mehr und jeder Sohn Johns dürfe ihnen ins Angesicht spucken, wann er nur wolle. Sie sollten kein Recht mehr haben, als für die Fremden das Land zu bebauen, das ihnen nicht mehr gehörte und ihnen nicht mehr zu essen gab."

Kommentar: Im Jahre 1691 wurde in Irland der Entscheidungskampf zwischen dem aus England verjagten Stuart James II. und seinem großen Rivalen Wilhelm von Oranien gekämpft. Nach ihrer Niederlage im Bürgerkriege wurden die katholischen Iren in aller Form Unrechtens zu rechtlosen Parias gemacht. Wenn seither ein Vizekönig in einer Thronrede von der großen Masse der irischen Bevölkerung sprach, pflegte er zu sagen: Der irische Feind. Der gemeinsame Feind. Der innere Feind. (Alles schon dagewesen!)

„Da sagten sich die Söhne Pats: Was wollen wir noch zu Hause? Wir verhungern auf unseres Vaters Feldern. Wir wollen Lord Johns Söhnen nicht länger dienen, sondern lieber in die Fremde ziehen und dort zusehen, ob wir dem Lord John nicht einen Schabernack spielen können. So taten sie das und verließen das öde Vaterhaus. Vater Pat aber blieb daheim, er war hier alt geworden und hoffte, es würden schon wieder bessere Zeiten kommen. Die Söhne nun gingen in ferne Länder und wo sie Lord John einen Streich spielen konnten, da waren sie gleich dabei. Das fand Lord John aber furchtbar unschön von ihnen und unpatriotisch und konnte und konnte es nicht begreifen. Denn alles, was er Pat angetan hatte, hatte er doch nur zu Pats Bestem getan."

Kommentar: Mit dem achtzehnten Jahrhundert beginnt die Massenauswanderung der Iren aus Irland. In den Jahren 1691 bis 1745 betrug die Zahl der Iren, die im französischen Heeresdienst umkamen, allein 450000. Unzählige Auswanderer gingen nach Amerika und wurden dort die eifrigsten Vorkämpfer der Unabhängigkeit. Acht Iren unterzeichneten die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, irische Offiziere führten Washingtons Heere und Flotten. Später hörten die amerikanischen Iren bekanntlich nicht auf, Verschwörungen gegen England zu inszenieren und noch heute sind die irischen Wähler Amerikas Todfeinde jeder engländerfreundlichen Politik.

„Johns Söhnen, die auf Pats Hof geblieben waren, wurde das mit der Zeit etwas unangenehm. Sie langweilten sich, seitdem nicht mehr so viele junge Pats in dem Hause waren. So beschlossen sie, lieber wieder über das Meer in die große Stadt ihres Vaters zu fahren und es sich gut sein zu lassen. Aber bevor sie fortfuhren, hielten sie dem armen alten Pat und denjenigen seiner Söhne, die noch nicht weggelaufen waren, folgende Rede: ‚Denkt daran, daß uns jeder Fußbreit von eurem Land gehört und jeder Halm auf dem Feld. Wir fahren jetzt in die Stadt unseres Vaters und dort brauchen wir Geld, viel Geld. Es gibt für uns schöne Frauen, edle Pferde und Spielkarten. Das müßt natürlich ihr bezahlen. Also verkauft eure letzten Blutstropfen und schickt uns Geld, sonst reißen wir euch das Dach über dem Kopf ein. So ist es Gesetz und es geschieht natürlich nur zu eurem Besten.‘ Darauf fuhren sie nun weg und ließen die Familie Pat verzweifelt zurück. Pat hatte furchtbaren Hunger und wurde täglich magerer; er hörte sogar zu singen auf, obwohl er noch in der ärgsten Zeit ein bißchen vor sich hin gesummt hatte. Unterdessen brauchte der

Lord in Johns großer Stadt viel Geld, denn Champagner ist teuer. Wenn Pats Söhne kein Geld schicken konnten, kamen fremde Männer und rissen ein Stück Dach von Pats Haus; da mußten wieder ein paar von Pats Söhnen mit Weib und Kind hinaus in die Fremde; andere von den Söhnen starben vor Hunger. Pat selbst wurde immer schwächer; er fürchtete recht sehr, die besseren Zeiten nicht mehr zu erleben. Und sein Haus wurde leer und leerer und durch das zerstörte Dach spritzte der Regen. Es regnete nämlich während der ganzen Zeit, in der sich diese wahre Geschichte begab und es regnet bei Pat auch heute noch.“

Kommentar: Das neunzehnte Jahrhundert ist für Irland das Jahrhundert der „Evictions“, des ungeheuerlichsten Bauernlegens. Auch die scheußlichsten Metzeleien früherer Zeiten waren nicht so arg; für einen Bauern ist es besser, wenn man ihn schlachtet, als wenn man ihn vom Hof treibt. Bis vor zwei, drei Jahrzehnten konnte der „Landlord“, der in London seine Renten verzehrte, den irischen Pächter ohne Kündigung wegjagen, wenn der eine unerhört hohe Pacht nicht pünktlich zahlen konnte oder wenn seine Nase dem Herrn nicht mehr paßte. Nach viel zu niedrig gegriffenen offiziellen Angaben wurden in den Jahren 1849 bis 1867 fast 110000 Bauernfamilien von Haus und Hof vertrieben; man erfand eigene Maschinen, um die Dächer von den Häusern abzuheben. Die Folge war natürlich ein unheimliches Anschwellen der Auswanderung. Seit sechzig Jahren haben vier und eine halbe Million Iren Irland verlassen. Am 4. Mai 1860 schrieben die Times: „Wenn diese Bewegung andauert, wird Irland ganz englisch werden und die Vereinigten Staaten ganz irisch. Dann wird es wieder ein Irland geben, aber ein kolossales Irland, und ein Irland, das in der neuen Welt liegt. Wir müssen unsere Lenden gürten, um der Nemesis von sieben Jahrhunderten der Mißregierung entgegen zu treten. Bis zum Ende der Zeiten werden hundert Millionen Menschen, verstreut über die größte bewohnbare

Fläche in der Welt, sich erinnern, daß ihre Vorväter der protestantischen Klerisei den Zehnten gewähren mußten, dem abwesenden Großgrundbesitzer die Pacht und einen erzwungenen Gehorsam den Gesetzen, die diese beiden gemacht hatten."

„So waren Pats liebste Söhne aus dem Vaterhaus vertrieben und ballten irgendwo in der weiten Welt die Faust. Pat selbst faßte sich in frommer Geduld und wartete, aber es ging ihm sehr schlecht. Unterdessen lebten Pats Herren in der großen Stadt und benahmen sich übel; darüber begann man auch in jenem Lande Lord Johns nachgerade zu murren. Die Leute, die murrten, wären aber vielleicht mit den frechen Tyrannen nicht allein fertig geworden und da dachten sie an Pat und seine Söhne, ob die ihnen vielleicht nicht helfen würden. In diesem Falle, versprachen sie, würden sie wieder Pat helfen. Vielleicht waren Johns Söhne unterdessen überhaupt etwas gütiger geworden und konnten es nicht mehr ansehen, wie der arme Pat ausschaute. Indessen, er hatte immer noch Söhne übrig und die waren mit der Zeit ihrerseits etwas faustkräftiger geworden und den Söhnen Johns immer ähnlicher. Da halfen sie denn wacker mit gegen die faulen Bäuche und Prasser. Und eines Tages kam Lord John mit süßsaurem Gesicht, denn eigentlich liebte er seine ungezogenen Söhne am meisten, und sagte zu Pat: „Lieber Pat, du sollst dein Feld wieder haben, nur mußt du natürlich mit der Zeit dafür Raten abzahlen."

Kommentar: Es hat sich in den letzten Jahren eine wahre Agrarrevolution in Irland vollzogen. Vor zehn Jahren hat eine konservative Regierung zum erstenmal eine gewaltige Summe bewilligt, damit die irischen Landwirte das Land kaufen können, das sie bisher als Pächter bebauten, und damit sie an Stelle

ihrer scheußlichen Hütten menschenwürdige Wohnungen bauen können. Ein zweiter Parlamentsbeschluß vom Jahre 1909 erhöhte diese Summe auf hundertfünfundzwanzig Millionen Pfund und im Juli 1913 brachte der Staatssekretär für Irland im Unterhaus eine Bill ein, nach der nochmals einundsechzig Millionen Pfund zur Befreiung Pats verwendet werden. Man berechnet, daß binnen zwanzig Jahren jeder irische Bauer Herr seiner Scholle sein kann, wenn er sie nicht unterdessen wieder durch schlechte Wirtschaft verliert.

„So hatte Pat doch noch die besseren Zeiten erlebt. Er war Lord John sehr dankbar, obwohl John natürlich auch ein Mensch ist und weiß, warum er Gutes tut. Pat war nun wieder auf seinem Feld der Herr, nur an der einen Ecke, wo die Aussicht schön ist, wo es um einen Teich schattige Bäume gibt, an dieser einen schönen Ecke, wo in alten Zeiten Pat so gern zu sitzen pflegte und wo seine Kinder am liebsten spielten, dort behielt John einen hübschen ummauerten Garten und ein reizendes Lusthaus. Pats eigenes Haus hatte kein Dach mehr, aber der gute John lieh dem alten Pat Geld, daß er ein neues Dach machen lassen konnte. Und Pat trat vor das Haus und sah sich um auf seinem Acker. Oh, wie wurde Pat da traurig im Herzen! Die schöne Kapelle des heiligen Patrick, in der er vordem gern gebetet hatte, war zerstört; auf der anderen Seite sah man noch Blut; dort war ein Lieblingssohn Pats getötet worden. Das große Kornfeld war ganz zertrampelt, der Wald war gefällt, die Wiese zum Moor geworden. Da fiel der alte Pat vor Schmerzen hin und grub seine armen roten Fäuste in seine fette Erde und weinte bitterlich. Und wenn ihm niemand auf die Beine geholfen hat, liegt er dort noch heute."

Kommentar: Es bleibt abzuwarten, ob die Landreform dem irischen Bauern helfen kann, wenn ihm nicht Kapital und Belehrung zuteil wird. Wenn die zum Glück schon kräftig angebahnten genossenschaftlichen Organisationen nicht energisch ausgebaut werden, kann Irland die Konkurrenz der kanadischen und australischen Landwirtschaft nicht aushalten, so nahe es an London liegt. Auch ist die Kunst des Ackerbaues den Iren fast verloren gegangen. Pat hat jahrhundertelang keine Veranlassung gehabt, sich für seinen Grundbesitzer besonders anzustrengen, der nicht im Lande saß und nicht wie der englische Squire der gutmütige Patriarch seiner Bauern zu sein wußte.

Das ist die Geschichte von Pat dem Iren. Wer es nicht glaubt, zahlt einen Taler.

DER SHANNON.

Von Killarney nach Limerick. Das ist schon wieder so eine Stadt, die malerisch an einem Fluß gelegen ist und sonst nichts. Der Fluß ist der Shannon, der irische Rhein. Was die Stadt betrifft — —

Was die Stadt betrifft, so wäre zunächst der Ordnung halber der alte irische König Brian Boroimhe zu erwähnen, den Freunde der historischen Abwechslung auch Brian Boru nennen dürfen. Übrigens behaupten alle Brians, Bryans und O'Briens in ganz Irland und Amerika, von diesem alten König abzustammen, denn er war ein sehr großer König, und man kann sich gar keinen feineren Ahnherrn aussuchen. Was nun die Stadt Limerick betrifft, so hat sie Brian Boru im Jahre 968 von den dänischen Wikingen befreit. Auch sonst haben sich zu den passendsten historischen Daten die wichtigsten historischen Ereignisse in Limerick abgespielt; die Stadt hat eine so interessante Geschichte, daß sie gänzlich auf eine irgendwie interessante Gegenwart verzichten kann. Es gibt eine Neustadt mit schnurgeraden Straßen, es gibt eine Altstadt mit unmenschlich viel Schmutz; dazwischen stehen historische Gebäude und langweilen sich. Durch einen verwilderten Garten schimmert die wunderbare normannische Kathedrale; natürlich ist sie im Laufe der Zeit den Katholiken weggenommen

worden und gehört jetzt der anglikanischen Kirche von Irland, die fast so viele Dome wie Gläubige hat.

Ich strolche weiter und suche als gewissenhafter Reisender auch noch die alte normannische Burg; schließlich finde ich eine abscheuliche Kaserne, aus der prachtvolle romantische Türme hervorragen. „Barracks" nennen die Engländer ihre Kasernen, und Baracken sind es; diese ist unverschämt genug in William de Burghs Kastell hineingebaut. Vor dem Tor steht ein Korporal in Khaki und fragt mich, ob ich denn die Burg besichtigen wolle. Ich will. Der Korporal sagt, das sei verboten. Ich bin militärfromm und sage: „Da kann man nichts machen". Der Korporal sagt, man könne aber um Erlaubnis bitten. Ich sage: „Wenn ich nächstens nach Limerick komme". Der Korporal sagt, er sei der wachthabende Korporal und erteile mir die Erlaubnis hiemit. Gut, ich gehe mit ihm durch das Tor. In diesem Augenblick radelt ein eleganter Zivilist durch das Kasernentor; der Korporal macht stramm Front, denn der Radler ist sein Leutnant; er hat eben in der Kaserne die Uniform ausgezogen, weil er sich doch in der Stadt als Gentleman nicht in Uniform zeigen kann.

Eine wacklige Treppe hinauf zur Plattform des Turmes. Der Korporal zeigt mir Kugelspuren aus allen Epochen der Geschichte. Jetzt stehe ich oben, blicke über die Zinnen, sehe den schönen breiten Fluß und eine noch immer ziemlich uninteressante Stadt. Der Korporal sagt, der Tower von London sei doch noch schöner; der Korporal ist nämlich aus London. Sein Regiment ist zur irischen Militärpolizei kommandiert; der Korporal scheint das als eine Er-

niedrigung aufzufassen und schimpft, an die Zinne gelehnt, auf die bösen Iren, die so gemein sind, sich nicht selbst zu bewachen. Ganz entrüstet zeigt er mir die Schleife um seinen braven, ehrlichen Infanteristenärmel. Die Buchstaben R. M. P. stehen darauf: Royal Military Police. Ich denke mir, daß die ganze britische Armee doch nichts anderes ist, als eine königliche Militärpolizei, die in allen erdenklichen Ländern scharf aufzupassen hat, daß die Länder nicht davonlaufen und daß womöglich neue Länder verhaftet werden. Das war bisher so. Neuerdings probiert man in London, ob die Länder nicht doch dazu gebracht werden können, sich selbst zu bewachen.

Ich blicke auf den Plan von Limerick, ich blicke auf die Stadt zu meinen Füßen und finde, was ich suche. Dort die Brücke über den Shannon. Sie ist das sichtbare Joch, das über Irlands Strom gespannt ist. Sie ist der Grund, warum der arme Korporal den Polizeimann spielen und Irland bewachen muß, statt irgendwo in interessanten Niggerländern viele dunkle Weiber und das Viktoriakreuz zu gewinnen. Auf ihr steht ein Stein, sagt mein Reisehandbuch. Ich werde bestimmt nicht zu diesem Stein hingehen, mir den ansehen und gerührt sein; ich glaube dem Reisehandbuch diesen Stein auf der Shannon-Brücke schon. Aber es hat mit ihm eine Bewandtnis. Im Jahre 1691 wurde auf diesem Stein ein Vertrag zwischen englischen Belagerern und irischen Belagerten unterzeichnet; der Shannon floß ruhig unter dem Stein und hörte zu. Kurze Zeit darauf bekam Limerick einen hübschen neuen Namen, der immer noch fleißig gebraucht wird: „Die Stadt des gebrochenen Vertrages".

Nämlich die Lords Oberrichter von Irland waren feierlich aus Dublin gekommen und hatten der irischen Nation im Namen des Königs Wilhelm III. von Oranien die schönsten Dinge zugesagt, wenn nur Limerick übergeben und die Sache der Stuarts verlassen würde. Die römischen Katholiken Irlands sollten sich aller Privilegien erfreuen, die sie unter dem Katholikenfreund Karl II. besessen hatten; keiner, der für Karls Nachfolger James die Waffen ergriffen hatte, sollte bestraft werden oder gar sein Hab und Gut verlieren; die Iren sollten Bürger, Parlamentswähler und Katholiken bleiben dürfen. Mit dieser rührenden Friedensszene schloß die Belagerung von Limerick und der irische Krieg der Häuser Stuart und Oranien.

Einige Jahre darauf war in Irland ein neues Strafgesetz eingeführt; es erlaubte den Katholiken das Atmen, aber sonst nichts. Kein Katholik durfte irgendein Staatsamt bekleiden; keiner durfte ins irische Parlament gewählt werden oder wählen. Keiner durfte Grundbesitz erwerben oder ein Pferd, das mehr wert war als fünf Pfund. Wurde irgend ein jüngerer Sohn eines katholischen Hauses Protestant, dann durfte er seinem Vater und seinen älteren Brüdern einfach den ganzen Familienbesitz wegnehmen. Alle höheren Prälaten und alle Mönche wurden verbannt. Kein Katholik durfte einen gelehrten Beruf ausüben oder auch nur eine höhere Schule besuchen. Das ist so eine kleine Blütenlese; aber aus den historischen Werken über Irland duftet es noch ganz anders.

Ich sage dem Korporal: „Da der Vertrag von Limerick gebrochen wurde, dauert die Belagerung von

Limerick eben noch fort; nur wird Limerick jetzt vom Innern dieser Kaserne aus belagert und von Ihnen, Korporal. Es bedarf einer neuen Kapitulation, die nennt man Homerule. Nachher dürfen Sie Ihre Polizistenschleife ablegen und als braver britischer Soldat irgendwo Dutzende von dunklen Weibern erobern."

Der Korporal hat weniger Sinn für Weltgeschichte und fragt lieber, ob ich schon irischen Whisky gekostet habe. Dort das große Haus am Shannon sei eine sehr gute Destillerie.

Ich bin nicht schwerhörig und unterstütze die britische Armee.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist Limerick, die Hafenstadt an der Mündung des irischen Rheins. Außer gebrochenen Verträgen exportiert die Stadt Speck und Schinken und wundervolle Spitzen; ferner sind die schönen Mädchen von Limerick berühmt, aber sie verstecken sich, wenn ein Fremder durch die Straßen geht und außer Schinkenläden, Kinofronten und Provinzhäusern sonst noch etwas Nettes sehen möchte. Ferner wäre zu vermelden, daß man in Limerick gar nicht einmal lebenslänglich bleiben muß; es führt eine Art Eisenbahn von dort weg. So war ich am Abend in Killaloe am Shannon. Ich empfehle, Killeluuh zu sprechen und das u am Ende nur recht energisch zu dehnen; es ist eine irische Meile lang.

Ein netter Portier brachte unser Gepäck in ein Hotel am Flußufer; drüben am andern Ende einer Brücke sah man die alten Türme einer Stadt. Mein Gefährte sagte: „Nach dem Abendessen gehen wir

dann hinüber, man muß doch Killaloe gesehen haben!"

„Ja, man muß Killaloe gesehen haben," sagte ich. „Wie sollte man sonst daheim weiterleben?"

Eine Julisonne sank in den Shannon. Wir hatten in einem reizenden Speisesaal von edlem Porzellan und Silber gegessen; frischen Lachs aus dem Shannon und andere Dinge. Jetzt saßen wir in der großen verglasten Veranda; weiche, breite Stühle schmeichelten uns. Das Tischchen stand so, daß einem der abendliche Whisky direkt in den Mund floß, wenn die behagliche Pfeife gerade nicht darin steckte. Vor uns lag silbern der Shannon. Ein Wehr rauschte. Drüben zwischen den alten Türmen die ersten Lichter. Der Garten vor der Veranda wurde dunkel. Der Strom wurde blaß, löste sich in leichten Nebeln auf.

„Nein," sagte ich, „man muß Killaloe nicht unbedingt gesehen haben. Es ist besser, es nur von diesem unendlich kultivierten Liegestuhl aus zu sehen; eine Silhouette von Mauern und Türmen jenseits des abendlichen Stroms. Ich zweifle nicht, auch Killaloe hat eine Hauptstraße. Dort, wo die meisten Lichter leuchten. Es sind sicher die Lichter von kleinen ordinären Kinos — muß ich das wirklich bestimmt wissen? Ferner dürfte die genaue Stelle zu besichtigen sein, wo der Palast des Königs Brian Boroimhe jetzt nicht mehr steht. Das ist interessant, aber wenn die Flußnebel steigen und meine Pfeife dampft, kann ich vielleicht bald dort jenseits der Brücke König Brians Burg erträumen, wie sie aussah. Das ist besser. Ich glaube an diesem schönen Abend nicht, daß Killaloe ein jämmerliches irisches Provinznest ist, zusammen-

gesetzt aus Staub und historischen Prätentionen; es muß die alte Königsstadt am Shannon sein, traurig, weil die Könige tot sind, tot mit ihnen, aber noch königlich. So mögen die Iren Irland sehen, wenn sie nach Amerika ausgewandert sind und an dunklen Sommerabenden über den Ozean heimwärts blicken. Sie sind klug, sie kehren fast nie in die Heimat zurück. Der Shannon läßt Nebel aufsteigen; sie verhüllen Killaloe; sie wissen vermutlich genau, was sie tun."

„Sie haben recht," sagte mein Reisegefährte. „Es ist ungeheuer gemütlich in dieser Veranda. Trinken wir noch einen Whisky-Soda."

„Es ist nicht gemütlich," sagte ich, „es ist komfortabel. Die Engländer reisen nach Killaloe um Lachse zu fischen; die Engländer haben dieses wundervolle Hotel gebaut, um in der Nähe der berühmten Lachswehr übernachten zu können. Sie haben diese unglaublich geeigneten Stühle gebaut, um nach dem Sport sitzen zu können, wie es ein müder Mensch von rechtswegen verlangen darf. Sie haben den Whisky geschaffen, das Getränk, das Abende abdämpft, das den Körper dem Schlaf entgegengleiten läßt. Das ist nicht Gemütlichkeit, das ist Komfort. Jenseits des Flusses sitzen die Iren und beschäftigen sich vielleicht mit dem König Brian Boroimhe, vielleicht auch nicht — jedenfalls können sie diesen Komfort nicht bezahlen. Vielleicht ist es in ihren Kneipen drüben dagegen „gemütlicher" als hier. Es wird Musik geben und einen anderen, stärkeren Whisky, der Abende bunt und belebt macht! Möglich. Aber wenn man schon einige Zeit in Irland herumreist, darf man sich auch einmal einen Abend Urlaub geben und die Welt

vom englischen Sitzpunkt aus betrachten: als eine tributäre Gegend, in der Gentlemen sehr bequem der Lachsfischerei huldigen können. So ist es in Irland; die Iren haben ihre alten Könige und die Engländer haben bequeme Liegestühle und pfeifen auf den König Brian Boroihme. Der Shannon ist einesteils der irische Nationalstrom, andererseits eine Gelegenheit zum Lachsfischen für wohlhabende Engländer und Amerikaner."

„Trinken wir noch einen Whisky," sagte mein Reisegefährte. Er ist der Mann der kurzen und treffenden Bemerkungen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen mit dem Dampfer den Shannon aufwärts. Bei Killaloe bildet der Strom einen großen See, den Lough Dearg: es ist eine sanfte Fläche; am Rande stehen Hügel und sind grün, dehnen sich Wiesen und sind grün. Manchmal an einer Bucht eine Ruine oder ein Schloßturm, denn man wird doch nicht annehmen wollen, daß hier so gar keine Lords ihre Parks haben. Oder man sieht einen Kirchturm über das Wasser herwinken; weil nämlich irische Nationalheilige immerzu Kirchen gegründet haben. Sankt Anmchadh von der „heiligen Insel" Iniscaltra ist später sogar nach Deutschland gekommen (wo man seinen Namen vermutlich nicht recht aussprechen konnte) und ist zu Fulda ein Klausner geworden. Legenden, Legenden — es ist wirklich wie am Rhein, nur daß das Land am Rhein doch recht sehr aus der Träumerei erwacht ist und der Shannon ruhig weiterträumt. Da zum Beispiel der Berg mit dem sonderbaren Loch im Profil. Die Iren sagen, daß der Teufel eines Tages ein Stück von dem Berg

abgebissen hat. Aber der Vielfraß hatte seinen Magen überschätzt; wie später die Engländer, konnte auch er das irische Land nicht verdauen. So spie er den Bissen zu Cashel in der Grafschaft Tipperary wieder aus und dort liegt er noch.

Nun wird der See wieder Fluß, die Berge sind fort, als hätte sie der Teufel mit mehr Erfolg gefressen; es ist einfach ein träger, gewundener, grünlicher Fluß zwischen schilfigen Wiesen — stundenlang. Manchmal taucht ein breites Segel auf, manchmal weiden Kühe am Ufer. Das ist alles.

Auf dem Deck des Dampfers stehen einige irische Mitpassagiere herum und spielen mit sehr viel Fröhlichkeit ein Geduldspiel. Es handelt sich darum, einen raffiniert gewundenen Eisenring in einen anderen hineinzuschieben; es ist furchtbar aufregend. Einer von den Männern hält mir die Ringe hin, ich soll es doch auch einmal versuchen. Ich bin so höflich, das Zeug in die Hand zu nehmen und zwanzigmal herumzudrehen; die Iren lachen furchtbar, denn ich finde die Lösung natürlich nicht, würde sie auch dann nicht finden, wenn ich die Absicht hätte. Nachdem ich komischer Fremder die Söhne des Landes mit meiner Ungeschicklichkeit lange genug belustigt habe, gebe ich ihnen das Spielzeug zurück. Ich weiß mir momentan ein geeigneteres Geduldspiel: zusehen, wie dieser Fluß sich stundenlang durch die flachen Schilfufer windet. Das ist also das Herz von Irland: Wasser, weite Kuhweiden, alles sehr grün, und darüber ein ewig trüber Himmel. Nämlich, ich muß das eine bemerken: solange ich in Irland bin, habe ich ein in den Annalen des Landes unerhörtes Glück; es

regnet sehr oft gar nicht, hingegen wird es stets sofort zu regnen anfangen. Man lebt ewig in feuchtem Dunst; hier auf dem Flusse ist es besonders arg.

Also so sieht Irland aus, wenn man die malerischen Stellen passiert hat, die Legendenlager, die Ruinen. Eine sehr grüne Einsamkeit fürs Vieh. Ich suche wieder vergeblich reifende Felder; wo sind sie? Eine langweilige und verdrossene Melancholie liegt in der Luft. Das Herz von Irland schlägt sehr träge.

Die Fahrt nimmt ein Ende. Einige klägliche Hütten tauchen auf. Station Banagher. Von hier aus wollen wir wieder mit der Bahn weiterfahren, nach Dublin und noch darüber hinaus. Ich kann es nicht lange auf einer Insel aushalten, ohne ans Meer zu gehen. Ich muß mir erst die irische See etwas betrachten, ehe ich mir weiter das irische Land ansehe und seine Städte.

Banagher am Shannon. Dieser Ort hat ein erfreuliches Gebäude: der Bahnhof zum Wegfahren. Saunest, Hundenest, Drecknest. Auf der Dorfstraße laufen die Schweine herum und sehen, weil sie dies müssen, außerordentlich deprimiert aus. Zudem beginnt es wieder einmal zu regnen und das Zügele geht in drei Stunden. Was fängt man im Regen in Banagher am Shannon an, wenn das Zügele erst in drei Stunden davongeht?

Wir suchen ein Wirtshaus. Ein schönes Wirtshaus wird das werden! Der Eingang sieht verdächtig aus.

Und auf einmal trete ich, zu Banagher am Shannon, in die liebste, netteste, reinste Wirtsstube, die ich bisher gesehen habe. Die dicke Wirtin, ganz in Schwarz, mit großen goldenen Armbändern, strahlt uns ent-

gegen, daß uns förmlich die Kleider am Leibe trocken werden. Sie will gar nicht wissen, ob und was wir essen wollen; wir sind geladene, lang erwartete, teuere Gäste. — Ich sehe mich um — da ist nicht der bezahlte Komfort von Killaloe, das ist ganz einfach Gemütlichkeit. Mir soll noch einer behaupten, daß das Wort unübersetzbar sei. Im irischen Lexikon scheint es (gegen alle Erwartung) tatsächlich vorzukommen. Diese polierten, geschweiften altenglischen Möbel sind das Gemütlichste, das man sich nur vorstellen kann. Der Körper sitzt weicher in einem raffinierten amerikanischen Überstuhl, die Seele sitzt weicher auf diesem wackeren bürgerlichen Polstersessel. Und eine saubere Magd deckt einen Tisch mit dem weißesten hausgebleichten Leinen; stellt robustes altes Geschirr hin, bringt eine richtige dampfende Suppenterrine. Die Frau Wirtin präsidiert; es ist ja anzunehmen, daß wir nachher bezahlen müssen, aber vorläufig ist sie eine liebenswürdige Hausfrau an ihrem eigenen Tisch, und wenn der Gast sich ziert und nicht ißt, verlangt es ihre Ehre, daß er sanft genötigt werde. Dem Gast wird es nicht einfallen, bei der Magd dies oder das zu bestellen; es wäre taktlos und unmöglich. Die dicke Wirtin errät aber sofort, daß man zum Salat noch einen Tropfen Öl möchte. Und sie plaudert von tausend Dingen, diskret wie eine Dame, höflich wie eine aufmerksame Wirtin, gütig wie eine dicke Mama vom Lande. Man streckt die Füße unter ihren Tisch und fühlt sich zu Hause. Also die jovialen, gastlichen Iren sind keine literarische Erfindung. Also mitten in Banagher am Shannon gibt es ganz ungeahnte Werte. Ein ganz verrückter

Gedanke fährt in mich: Soll ich nicht acht Tage in Banagher am Shannon bleiben? Natürlich, es geht nicht, denn ich würde ja manchmal auch vor die Haustür treten müssen, und diese Idee bleibt nach wie vor peinlich. So muß es bei den drei Stunden bleiben, aber sie vergehen unglaublich schnell. Mich peinigt nur die ganze Zeit die Vorstellung: wird diese gute irische Lady nicht beleidigt sein, wenn wir nachher die Rechnung bezahlen wollen? Nun, während wir beim Kaffee sitzen, verschwindet die Wirtin und die Magd ist weniger zart besaitet und bringt die Rechnung. Aber bei der Wirtin muß man sich nachher doch bedanken, als hätte sie uns eingeladen. Sie verdient den Dank: sie hat einen trüben Tag erhellt.

Wir steigen in den Zug und fahren von Shannon weg. Wir sahen, woran der irische Rhein vorbeifließt: hier oben an altirischem Frohsinn, an sehr bescheidenen Provinzlern, die doch sehr gemütlich sein können. Dann an den grünen, melancholischen Schilfinseln. Dann an den Burgen und Legenden der alten Kelten; dann an einer englischen Veranstaltung zum sehr komfortablen Lachsfischen, dann endlich an der Stadt des gebrochenen Vertrages, unter jener Brücke hindurch, die für Jahrhunderte Irlands Joch bedeutet hat. Ganz Irland liegt an diesem nationalen Fluß. Daß auch das kleine Wirtshaus von Banagher an ihm liegt, gereicht Irland zur Ehre. Es muß doch irgendwie das liebe alte Land sein, von dem die Iren in allen Weltteilen schwärmen.

AN DER IRISCHEN SEE.

Einige Tage später schrieb ich nach Berlin:

Wo ich stecke? Gott, gleich um die Ecke links, Bray, Grafschaft Wicklow, Königreich Irland. Es ist ein Seebad in der nächsten Nähe von Dublin, doch von Berlin aus ist Heringsdorf leichter zu erreichen. Wenn ich noch ein Geheimnis verraten soll: Heringsdorf ist auch schöner, von den Nordseebädern gar nicht zu reden. Der schöne Sandstrand fehlt in Bray, und dann hat dieses Seebad noch eine kleine Eigenheit: es ist einem Mitteleuropäer etwas schwer, hier überhaupt zu baden. Nämlich Seewasser ist da, aber wie sieht das Herrenbad aus! Die Kabinentüren sind nicht verschließbar, weil die Kabinen überhaupt keine Türen haben. Die Sprungbretter und die ins Wasser führenden Leitern sind lebensgefährlich und man muß ein Akrobat sein, um von ihnen nicht abzustürzen. Ist man dann glücklich im Wasser, dann steht man auf harten Steinchen. Kriecht man wieder heraus, dann bekommt man ein schmutziges Handtuch. Also in Heringsdorf ist das anders. Warum ich nicht dort bade? Ich könnte jetzt losheucheln und mit Augenaufschlag den Führer durch Bray und Umgebung rezitieren. Nun ist diese Umgebung wirklich nett; es gibt Spaziergänge über hohe Uferklippen, die purpurrot sind von blühendem Heidekraut; es gibt weite Parks,

es gibt einen Wasserfall und stattliche Hügel und tiefe Flußtäler und alles grünt sehr schön. Grünt sehr schön. Nämlich Bray liegt im grünen Irland und Irland ist so grün, weil es immerzu regnet, und darunter leiden die Promenaden durch Bray und Umgebung immerhin etwas.

Es sei gestanden: ich hätte das alles in einem deutschen Seebad schöner und billiger haben können. Und jetzt kommt das größere Bekenntnis: ich tat es nicht, weil ich einen ganzen Sommer lang keinen Berliner sehen wollte. Es ist wie eine Hungerkur; damit einem das gewohnte Essen nachher desto besser schmeckt. Wenn man nicht alle trauten Lebensgewohnheiten auf einmal los wird, ist das Reisen doch nicht das Richtige. Und so muß man auch einmal im Jahr der trauten Gewohnheit entsagen, berlinisch sprechen zu hören, Berliner Speisen auf der Karte zu finden und Berliner Schauspieler zu sehen.

Als ich in Bray angekommen war, stellte ich mich auf die Esplanade und sah, daß sie aus lauter Fremdenpensionen bestand; alle gleich groß, alle mit dem gleichen Vorgarten. Ich ging in die siebente von unten; ich bin sehr für die Zahl sieben. Ich trat ein und freute mich, wie stockenglisch das alles aussah. In der offenen Flurtür stand eine Dame mit englischem Blondhaar und ein sehr langer, sehr knochiger Gentleman und sprachen auf englisch, es sei a very lovely day; es regnete aber dennoch. Ich verhandelte mit der überaus englischen Wirtin und sie brachte mir das Fremdenbuch und ich schrieb ein: aus Berlin, Germany. Und da drehte sich die sehr englische Dame im Tor um und sagte auf stockdeutsch: „Ach!“ Und

da sie dennoch stockbritisch war, schickte sie mir den knochigen Gentleman, und der sagte, die Dame sei nämlich aus Wilmersdorf. Und dann, fünf Minuten später, saß ich im urgemütlichen Drawingroom und neben der blonden Engländerin, die seit Jahren in Berlin lebt und jetzt ihre Ferien an der irischen See verbringt. Eine Corona von anderen Engländerinnen saß rings um uns herum und machte von Zeit zu Zeit „indeed?" Denn wir sprachen natürlich von Berlin und was für eine Stadt das doch sei.

Dann kam das Diner. Als ich die Suppe kostete, gab es mir förmlich einen Ruck; sie hatte einen deutlichen Geschmack, der weder von einer Würze noch von einem Extrakt herkam, sondern von Fleischsuppe. Dann kam Fisch und es war „Aal grün". An dieser Stelle erschien ein weißgekleideter Koch in der Tür des Speisezimmers und sah auf mich, ob es mir auch schmecke. Ich sagte, alles sei very good indeed; darauf sagte der Koch, det freue ihm. Indem daß er nämlich aus Rixdorf ist, dieser Koch. Er sagt noch Rixdorf, denn er ist nach England gegangen, bevor Rixdorf einen historisch lackierten Namen annahm. Was den Koch betrifft, so spricht er ein nordöstliches Berlinisch mit starkem Londoner Akzent. Und als er hörte, ein Gentleman aus Berlin sei im Hause, nahm er sich mächtig zusammen und kochte lauter Berliner Speisen; aber sie hatten immerhin einen gewissen Londoner Akzent.

Nach dem Essen wurde es aber wieder uranglo-irisch. Fünf lange Gentlemen saßen im Rauchzimmer um mich herum und wollten wissen, was man in Deutschland vom Balkan denkt und ob die Invasion

nicht bald losgeht und ob man nicht vor Frankreich zittert. Ich redete mich zuerst trocken und klingelte dann. Das Stubenmädchen kam und ich bat um einen Whisky mit Soda. Darauf machte das Stubenmädchen ein Gesicht und sagte, ich sei in einem alkoholfreien Hotel. Darauf stand einer der Gentlemen auf und kam mit einer riesigen Whiskyflasche wieder; er hat sie in seinem Schlafzimmer stehen und braucht sie zum Mundausspülen. Es war sehr guter alter Whisky. Es geht nichts über alkoholfreie Hotels.

Nachher gingen wir in eine Music-Hall. Es war eine sehr gute und lustige Kabarettvorstellung, aber die Künstler hörten nicht auf, von Deutschland zu sprechen, und ich weiß jetzt genau, wie sich der eine Clown benehmen wird, wenn die deutsche Invasion kommt.

Den nächsten Abend war ich beruhigt; es war ein großes Militärkonzert angesagt und das mußte doch britisch-national werden. Es war auch sehr schön. Zuerst rückten die Dudelsackpfeifer eines schottischen Hochlandsregiments heran; hosenlos, bunt, männlichschön, Plaids über den Schultern, auch einmal ein Leopardenfell. Kleine schottische Mützen auf struppigem Haar. Eine Musik, die nach Bauchtanz klingt und dennoch kriegerisch ist. Dann die Trommler und Pfeifer eines Grenadierregiments. Sie ziehen mit klingendem Spiel auf oder vielmehr mit tanzendem. Der riesige Tambourmajor schmeißt seinen Stock in der Luft herum, wie der berühmte Mister Meschugge; die rotberockten Trommler heben die Schlegel über ihre Köpfe empor und schwingen sie wie Indianer ihre Kriegswaffen, dann erst fällt das Holz auf das Kalb-

fell. Dann die Musikkapellen zweier Bataillone; stramm, krebsrot, soldatisch. All die Musiker marschieren zum unteren Ende der Esplanade und ein sehr wichtiger Musikgeneral übernimmt das Kommando, und nun tritt die klangvolle Armee an und ist englisch, irisch, schottisch. Ein herrliches Schlachtengemälde von einem Urbriten namens Eckersberg erinnert eigentlich sehr an die Schlachtmusik, die man an festlichen Tagen etwa in Wannsee zu hören bekommt, nur daß „Heil dir im Siegerkranz" in Bray „God save the king" ausgesprochen wird. Es ist aber doch die gleiche Melodie, und nächstens bei der Invasion sollen die Engländer zusehen, wie sie sich auskennen. Ich habe es den Gentlemen im Rauchzimmer schon gesagt, der ganz geheime deutsche Invasionsplan stützt sich auf diese Gleichheit der Nationalhymnen.

Aus alldem kann man ersehen, wie groß die Unterschiede zwischen einer Schlachtmusik in Wannsee und einer in Bray, Grafschaft Wicklow, sind. Allerdings trinkt man in Wannsee eine Weiße zur Musik, und wenn es in Bray eine Weiße gäbe oder überhaupt ein wackeres, genießbares Bier, so hätte man nichts davon, denn es gibt auf der ganzen langen Esplanade höchstens Bars und Hotelrestaurants, aber kein einziges Gartenrestaurant, keine Halle mit freundlichen Tischen. Man ist hier nicht so; die Whiskyflasche steht neben dem Waschtisch. Es ist also eine ungemein fremdartige Umgebung, in die ich da geraten bin, und die weite Reise zahlt sich schon aus.

Ich sage das im Hotel der Britin aus Wilmersdorf und sie lacht mich ein bißchen aus. Warum ich fortwährend an Berlin erinnert werde, während ich doch

nach Lokalfarbe dürste? Weil Berlin die Lokalfarbe der städtischen Massen hat und weil alle städtischen Massen in der zivilisierten Welt diese Farbe haben. Im nächsten Dorf landeinwärts ist Irland. Aber hierher nach Bray kommen Lokalzüge aus Dublin, wie nach Wannsee Lokalzüge aus Berlin kommen. Und nach Wannsee schmecken alle Erholungsorte in der Nähe einer größeren Stadt. Ein Seebad in der Nähe von San Franzisko, Kapstadt oder Sidney kann nicht viel anders sein.

Also soll man reisen? Man soll, denn wer nur Wannsee und etwa noch Swinemünde gesehen hat, der gelangt nicht zu so tiefen Einsichten. Auch ist zu bedenken, was ich nachher in Berlin alles erzählen werde. „Sie sind in Ahlbeck gewesen, Herr Mayer? Ich in Bray, Grafschaft Wicklow, Sie wissen. Das ist immerhin etwas anderes! Smaragdinsel. Erin. Ein blauer Himmel strahlte. Die See lachte. Als ich am Strande des Darglеflusses dahinschritt . . .“

Herr Mayer schämt sich und ist tief betrübt, daß er nur in Ahlbeck gewesen ist.

DIE
MEISTERSINGER VON IRLAND.

An einem englischen Sonntag ist dem Menschen nichts gestattet, als fromm zu sein und sich in respektabler Weise zu langweilen. In Irland ist das etwas anders. Sehr fromm ist man auch hier. Die besser gekleideten Leute gehen in den Gottesdienst der evangelischen Kirche von Irland, aber das weite Gotteshaus wird nicht ganz voll. Die schlechter gekleideten Leute, die echten Iren von Irland, knien in Scharen vor dem Tor der katholischen Kathedrale, denn sie haben innen nicht alle Platz. Am Nachmittag aber verlangt die katholische Geistlichkeit von ihren Gläubigen nicht, daß sie wie die Anglikaner und Presbyterianer still zu Hause sitzen und sich langweilen; ganz im Gegenteil. Am Sonntag nachmittag wird im katholischen Irland gesungen und getanzt, und der Klerus ist auch mit dabei.

Der Klerus ist Sonn- und Wochentags bei allem dabei, was im „Irischen Irland“ vorgeht, das heißt in den katholischen Grafschaften, die im Gegensatz zum evangelischen Lande Ulster noch mit Bewußtsein und Liebe irisch sein wollen. In der Gaelischen Liga, die die alte keltische Landessprache wieder aus ihrem Grabe heben möchte, im Alten Orden der Hibernier, im „Sin Fein“, in allen Bünden und Or-

ganisationen der Nationalisten regieren die Pfarrer, die Kapläne. Darum müssen sie auch präsidieren, wenn am Sonntag die großen Wettbewerbe im nationalen Gesang und Tanz veranstaltet werden. Man singt und tanzt nicht nur so zum Vergnügen, sondern gegen die Engländer, gegen die „Sachsen", die Protestanten, die Herren. Es scheint unmöglich, daß in Irland ohne religiöse und nationale Hintergedanken gesungen oder das Tanzbein geschwungen wird.

Eine irische grüne Wiese, ein wenig über dem Meeresufer. Im Hintergrund sieht man die sehr europäische und sehr gewöhnliche Esplanade. Die fashionablen Kurgäste aus Dublin und aus England sitzen sehr respektabel auf den Bänken der Esplanade und blicken kaum auf, wenn irische Boyscouts in ihren grünen Blusen vorbeimarschieren oder dörfische Musikkapellen mit viel Blech. Oben auf der Wiese sind die anständigen Hüte in der Minderzahl; die gebrauchte Sportkappe regiert, aber manch ein klerikaler Zylinder ist auch dabei. Wer nur drei Pence Eintritt zahlen wollte, sucht sich einen erhöhten Platz und setzt sich erwartungsvoll ins Gras. Wer noch einmal drei Pence auf dem Altar des irischen Vaterlandes opfert, darf in den inneren Ring und setzt sich auf einen Stuhl. Es ist eine Tribüne für die Musik aufgeschlagen und davor eine Plattform für die Sänger und Tänzer. Komiteemitglieder mit grünen Abzeichen laufen geschäftig herum. Dasjenige Komiteemitglied, das die leiseste Stimme hat, tritt auf das Podium und hält eine Ansprache. Sie muß sehr schön gewesen sein und wird sicher im Wochenblatt stehen. Dann fängt die Musik an. Bis zu diesem Moment

befand man sich irgendwo in Europa und in einem Provinznest, wo etwas Lokales los ist. Sobald die Musik spielt, ist man in Irland, im irischen Irland. Was die nachlässig uniformierten jungen Burschen da spielen, ist vergnügt, melancholisch und pathetisch zugleich. Es ist keltisch, irisch. Der hüpfende Rhythmus der irischen Tänze ist auch in den Hymnen des Landes; die Einsamkeit der irischen Moore, der blutige Schmerz der irischen Geschichte ist auch irgendwie in den Tänzen. Und immer wieder kommt ein feierlicher Apell in die Melodien, ein nationales Pathos ohne Lärm. Es ist erstaunlich, wie gut die jungen Burschen das blasen und pfeifen. Es ist wie in Böhmen, wo jeder Dorfmusikant ein Musiker ist.

Nach dem Musikstück beginnt der Wettkampf. In der ersten Sitzreihe wimmelt es von aufgeregten Kindern. Nämlich die Meistersinger von Irland sind selten über sechzehn Jahre alt, und es sind meistens Meistersingerinnen. Und außerdem sind es mehr Tänzer als Singer. Die hübschen Mädchen tanzen und die weniger hübschen singen. Vorläufig aber haben sie noch den langen Mantel über dem weißen oder blauen Waschkleid und der grünen Schärpe; sie sitzen neben der Mama oder der Schwester und haben Lampenfieber. Zuerst produziert sich ein junger Gymnasiast in kurzen grünen Hosen und mit einer demonstrativ grünen Kravatte. Zugleich mit ihm betritt ein Fiedler das Podium. Ein echter irischer Tanz wird zur Fiedel getanzt; es ist keine Musik, sondern ein überaus kurzatmiges und monotones Gedudel, das so recht nach stillen Dörfern klingt und nach den Vergnügungen einfacher Hammelhirten. Der fünfzehnjährige Junge

tritt vor und auf einmal hat er aufgehört, fest und robust zu sein. Seine Füße trommeln auf dem Podium. Er bewegt sich heftig und kommt nicht vom Fleck. Es ist ein Tanz wie ein bayerischer Schuhplattler, aber ganz ohne dessen urwüchsige Grobheit. So wie Nijinski einen Schuhplattler tanzen würde — wenn der göttliche Nijinski immerhin wesentlich schlechter tanzte, als er es gewöhnlich tut. Der ganze Oberkörper des Tänzers bleibt ruhig, nur die Beine leben, verschlingen sich, tragen den Leib in die Luft, fallen mit einem kurzen, leisen Schlag der Fußspitzen wieder auf die Bretter. Das ist ein irischer Hornpipe. Aber es kann auch ein Jig sein oder ein Reel; wer kein gelernter Ire ist, der merkt den Unterschied nicht.

Nach diesem Tänzer kommt eine junge Miß mit Primadonnenallüren. Es gibt sehr hübsche irische Mädchen, aber auch einen sehr üblichen Typus mit breiten Schultern und knochiger Nase. Die Mädchen von diesem Typus sind außerdem etwas komisch angezogen und mit billigem Schmuck behängt. Die Sängerin tritt vor und legt zunächst die Hand an die Stirn. Soll heißen: „Ich bin fürchterlich indisponiert!" Dann geht es los. Es ist ein irisches Lied mit englischen Worten; sentimental, melancholisch. Man applaudiert; es sind Tanten anwesend. Die Preisrichter mit den grünen Abzeichen machen sich voll Wichtigkeit Notizen. Es wird sicherlich ein silbernes Shamrock-Kleeblatt die Folge sein.

Und nun ein ganz kleines Mädel unter zehn Jahren. Es ist entzückend, wie sie trippelt und springt. Peter Altenberg müßte das sehen. Ich greife nach meinem

Programm, um mir den Namen anzumerken. Es muß ein sehr süßer Mäderlname sein, aber ich kann ihn nicht lesen, denn das Programm ist zwar sonst in englischer Sprache abgefaßt, aber die Namen der Mitwirkenden stehen da in krausen gaelischen Schriftzügen. Nämlich das ganze Fest macht Propaganda für die Wiederbelebung der nationalen Sprache. In der Pause nach dem ersten Teil sagt es ein hochwürdiger Pfarrer, aber er sagt es auf englisch, damit man es verstehe. Er hat einen feinen Priesterkopf. Er macht in seiner Rede joviale Scherze. Er spricht mit Wärme von den alten Tänzen und Liedern Irlands, von der alten Sprache, die höchstens noch in einsamen Strichen des äußersten Westens wirklich lebt, die in keiner Weise mehr die Sprache der irischen Gegenwart ist, und darum denen teuer, die die irische Gegenwart nicht lieben. Hier auf dieser Wiese ist alles gut gaelisch gesinnt, aber der feine alte Priester spricht vorsichtigerweise doch die Sprache der Angelsachsen. Es scheint, die Versammelten sind mehr in der Theorie für das Gaelische.

Wie dann später ein hübsches Schulmädel zaghaft auftritt und ein langes gaelisches Gedicht heruntersagt, sind alle Leute sehr erfreut, aber den Inhalt des Gedichts können mir meine Nachbarn gar nicht sagen.

Der joviale Pfarrer hat jetzt ein wichtiges Geschäft: er verteilt die Preise, die in den letzten Wettbewerben gewonnen wurden. Und jetzt entsteht ein vergnügtes Gewimmel rings um das Podium. Grüne Komiteemitglieder schleppen Haufen von dicken Büchern herbei und von kleinen Päckchen, in denen dünne Silber-

medaillen, Kreuzchen, Kleeblätter liegen. Die weniger anmutige junge Miß von vorhin bekommt ein dickes Notenheft, und einen Moment fürchtet man, sie werde jetzt das ganze Album vorsingen. Ein ganz winziger Junge von höchstens vier Jahren klettert mit großer Anstrengung auf das Podium. Er ist gekleidet wie der Embryo eines altirischen Druiden, trägt einen grünen Kittel und einen dunkelgelben Überwurf aus rauhem Homespun-Tuch und sieht zum Küssen aus. Der Pfarrer gibt ihm ein Silberkreuzchen, das hat sich der Kleine als Hornpipe-Tänzer verdient. Und wir alle applaudieren und der Junge freut sich, als hätte er viel Schokolade bekommen, und der Pfarrer zeigt ihm, wie er zu knicksen hat. Und in einer Ecke stehen zehn Backfische und vergleichen ihre Preise und sind glücklich, wenn die Busenfreundin einen minderen hat, und die Jungen raufen bereits, weil die Preisgewinne so sind und die Kameraden das eroberte Buch nicht gleich lesen lassen. Es sind aber meist englische Bücher.

Nach der Pause wird weitergetanzt und weitergesungen, und auf die Dauer ist das ein bißchen monoton. Aber es gibt einen schönen Reel, getanzt von zwei Burschen und einem Mädchen. Sie reichen einander die Hände und springen vereint in die Luft; sie avancieren sohlenklappernd in einer Linie, sie exerzieren mehr als sie tanzen. Ihre Gesichter sind angespannt; sie denken an den nächsten Tritt und amüsieren sich nicht. Doch sie sind jung und es ist ein Schauspiel voll Anmut. Dabei wissen sie genau, daß sie etwas Löbliches tun und für ihr Volkstum hüpfen, und daß das eine Demonstration für Home-

rule ist und gegen die Protestanten von Ulster und überhaupt sehr wichtig. Auch die Zuschauer machen ziemlich ernste Gesichter, und auf dem ganzen Platz ist kein guter Schluck zu bekommen, nicht einmal irischer Nationalwhisky.

Am Schluß aber erschüttern die Musikanten mächtig ihre Instrumente und spielen das Lied „A nation once again". „Endlich wieder eine Nation!" Eine irische Melodie, ein englischer Text. In Irland ist das jetzt so. Ob es der Gaelischen Liga gelingen wird, auch den Text zu übersetzen? Man mag daran zweifeln. Ein Volk erlernt diese unkomplizierte englische Sprache sehr leicht und verlernt sie dann nie wieder. Wenn ein Tunguse nach Amerika auswandert, spricht er in einem Jahr besser englisch als tungusisch. Nun ist die ganze irische Nation, wer kann das noch bezweifeln, in das englische Sprachgebiet, und trotz allen gaelischen Gedichtchen auch ins englische Literaturgebiet ausgewandert. Und es ist eine Auswanderung aus den Sprachgrenzen namenloser Barden in die Sprachgrenzen Shakespeares, das darf man keineswegs vergessen. Vielleicht ist die Sprache Shakespeares doch stärker als die irisch-nationalen Vereine, obwohl die geistlichen Herren in ihnen so eine große Rolle spielen.

Aber die alten Melodien klingen noch durch das Land und Irlands Kinder lernen sie. Bei uns in Deutschland singen die Kinder das Nationallied „Puppchen" und tanzen Tango.

DIE HAUPTSTADT.

Es steht in jedem Schulbuch, daß Dublin die Hauptstadt von Irland ist. Es ist, wie die meisten Sachen, die apodiktisch in den Schulbüchern stehen, nicht ganz wahr, sondern nur so annähernd. Dublin war einmal die Hauptstadt von Irland. Dublin wird später einmal wieder die Hauptstadt von Irland werden. Heute ist London die Hauptstadt von Irland und Dublin nur eine Art untergeordnete Sub-Hauptstadt. So wie früher die Lord-Statthalter von Irland ruhig in England zu bleiben und nur einen untergeordneten Stellvertreter nach Irland zu schicken pflegten.

Wenn man in dieser Stadt Dublin spazieren geht, sieht, fühlt, riecht man überall: gewesene Hauptstadt. Es gibt imposante öffentliche Paläste im klassizistischen Stil; fünf Schritte weiter balgen sich die zerrissenen Jungen im Schmutz, torkeln die Betrunkenen. Seit einem Jahrhundert gibt es kein irisches Parlament — seither ist Dublin fortwährend zurückgegangen. Früher war diese Stadt die zweite Stadt des britischen Weltreiches nach London. Die irischen Peers mußten wohl oder übel ihre Paläste in Dublin bewohnen, weil das irische Oberhaus hier tagte. Die reiche Gentry kam nach Dublin, weil ein Mitglied jeder Familie entweder dem Unterhaus angehörte oder angehören wollte. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war

Dublin eine von den großen Städten Europas. Heute ist es eine provinzielle Stadt mit großstädtischen, ja weltstädtischen Prätentionen; eine sonderbare Kreuzung von Paris und Krähwinkel. Eine Stadt mit wenig Industrie und viel industriellem Proletariat. Die Guinness-Brauerei ist das bedeutendste industrielle Unternehmen, aber der Alkoholkonsum in Dublin muß noch bedeutender sein als die Alkoholproduktion. Der Hafenverkehr ist nicht gering: das kommt von der Auswanderung. Man sieht in schmutzigen kleinen Geschäften göttliches altes Porzellan, Bilder, Möbel — die Stadt wandert langsam in ihre Trödelläden. Außer einigen verkehrsreichen Hauptstraßen sind die Straßen still, wenn nicht irgend ein Betrunkener gröhlt. Dann wieder unerhörte englische Eleganz, schöne Frauen, edle Pferde: der Vizekönig hält einen förmlichen Hof und dieser Hof erhält der Stadt etwas von ihrem einstigen Glanz.

Um zu verstehen, was Dublin ist, muß man wissen, was Dublin war: eine Kolonialhauptstadt. Diese durchaus irische Stadt war die Feste aller Unterdrücker Irlands, zuerst der dänischen Wikinge, dann der Anglonormannen, dann aller englischen Generationen. Zu einer Zeit, da Ulster noch den wilden O'Neills gehörte und keltisch war wie der hinterste Winkel der Bretagne, war Dublin schon sicherer Besitz der Engländer. Es war in Dublin verboten, irisch zu sprechen. Es war in Dublin gesetzlich erlaubt, jeden Iren totzuschlagen. Das wurde im Jahre 1361 in dem „Statut von Kilkenny" feierlichst ausgesprochen. Rings um das Gebiet von Dublin wurden Pfähle aufgepflanzt, damit nur ja nichts Irisches hereinkomme. Durch die

Jahrhunderte blieb das Kastell von Dublin das Zwing-Uri von Irland; „Dublin-Castle" bedeutet in der politischen Phraseologie Irlands so viel wie bureaukratische Unterdrückung, Polizeiherrschaft, Kolonialtyrannei. Wenn man die Patricks-Kathedrale besucht, die wichtigste Kirche der irischen Christenheit, findet man die Denkmäler von lauter Männern, die gegen die Iren von Irland gekämpft haben; selbstverständlich ist die Kirche seit der Reformation anglikanisch-protestantisch, also vom irischen Standpunkt aus englisch und anti-irisch. Nicht weit davon steht eine noch schönere alte Kathedrale, Christchurch. Die ist wenigstens gleich von den normannischen Eroberern erbaut worden und war nie ein nationales Heiligtum der Iren, wie das Gotteshaus des heiligen Patrick. Natürlich ist auch Christchurch nicht der katholischen Majorität der Bürger geblieben; sie haben sich im Schatten ihrer entfremdeten Nationalheiligtümer funkelnagelneue Kirchen bauen müssen. Wenn man in Irland im gehobenen Stil von den beiden Konfessionen des Landes spricht, sagt man „Kirche und Kapelle" und meint mit Kirche natürlich die anglikanische. In diesem sonderbaren Land sind die größeren Dome für die Wenigen, die kleineren für die Vielen da.

Das Kastell, die Patricks-Kathedrale und Christchurch liegen nahe beieinander in dem alten Stadtteil am rechten Ufer des Liffey; ein Komplex von düsteren Türmen und Zinnen — das Zwing-Uri von Irland. Etwas weiter davon steht Trinity-College, die Landeshochschule. Bis 1792 konnte hier kein Katholik einen akademischen Grad erlangen, erst seit 1873 nehmen die katholischen Akademiker an sämtlichen Privilegien

und Emolumenten der steinreichen Universität teil, aber Trinity-College ist immer noch eine Hochburg des englischen Protestantismus. Das College schickt einen Abgeordneten nach London; dieser Abgeordnete ist jetzt Sir Edward Carson, der Führer der Ulsterpartei, der hartnäckigste Feind des irischen Volkstums. Wenige Schritte weiter, am College Green, liegt das griechisch aufgeputzte Haus der Bank von Irland. Hier tagte bis 1801 das selbständige irische Parlament — ein Parlament, gewählt von den englischen Kolonisten. Als die Iren eben in dieses Haus Einlaß gefunden hatten, wurde es ihnen vor der Nase zugesperrt; mit allen Mitteln der Bestechung wurde die berühmte Union durchgesetzt. Seither ist Dublin nicht mehr die Hauptstadt von Irland.

Man sieht, diese Stadt hat eine große historische Mission gehabt: sie war der Angriffspunkt der altbritischen Assimilationsmaschine. Von hier aus ist Irland gegen die Iren regiert worden. Und diese Stadt ist immer wieder irisch geworden, das ist das Sonderbare.

Wenn es etwas gibt, was so stark ist, wie die assimilierende Kraft des Angelsachentums, so ist es die assimilierende Kraft dieser zähen irischen Nation. Wenige Jahrzehnte, nachdem die normannischen Barone die alten keltischen Häuptlinge von ihrem Grund und Boden gejagt hatten, sprachen die normannischen Barone irisch, trugen irische Mäntel und irische Namen. Die Soldaten Cromwells erschlugen die irischen Bauern und wurden (wo sie nicht in geschlossenen Massen saßen) selbst irische Bauern. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts brach Wilhelm von Oranien den letzten wirklich starken irischen Aufstand — einen Aufstand,

an dessen Spitze der letzte katholische König von England stand. Im achtzehnten Jahrhundert wurde Irland irischer denn je; es war eine förmliche irische Renaissance. Während England gegen Amerika und die französische Revolution kämpfte, konnte es die Iren nicht mehr niederhalten; es mußte dulden, daß sich 40000 irische Freiwillige bewaffneten, um ihr Land gegen eine französische Invasion zu schützen; es konnte diesen Bewaffneten nichts mehr abschlagen und nun kam der Gipfelpunkt der bisherigen irischen Geschichte: das Dubliner Parlament, dieses Parlament englisch-protestantischer Kolonisten war so irisch geworden, daß es alle nationalen Träume verwirklichte, eine Erklärung der nationalen Menschenrechte erließ, die barbarischen Katholikengesetze wegfegte. Von 1782 bis 1801 ist Dublin die irische Hauptstadt eines wirklich irischen autonomen Staates gewesen. Die Stadt nahm einen märchenhaften Aufschwung.

Und dann ist der unglückselige Aufstand von 1798 gekommen, ein Nachspiel der französischen Revolution, ein blutiger Rassenkrieg ohne unmittelbare politische Ursachen. Die Engländer hatten eine Gelegenheit, das befreite Irland mit Gewalt niederzuwerfen, die Autonomie zu vernichten. Seither hat sich die irische Geschichte nicht in Dublin, sondern in London abgespielt. Die großen irischen Führer waren Mitglieder des Londoner Parlaments. Die Iren errangen sich politische Rechte und mußten sie in London ausüben. Das Land ist seither von London aus regiert worden, obwohl der Vizekönig und die angestammte Bureaukratie in Dublin Castle geblieben sind. Dublin ist nicht mehr der Punkt, von dem aus die britische

Assimilationsmaschine Irland bearbeitet, sondern London.

Und London ist stärker. Als die Iren in Dublin geknechtete Parias waren, blieben sie Iren und machten ihre Unterdrücker zu Iren. Seit die Iren als freie Staatsbürger Abgeordnete nach London schicken, haben sie ihre nationale Existenz fast verloren.

Die Hauptstraße von Dublin heißt O'Connel-Street und das steht sogar in gaelischen Lettern auf den Straßentafeln. Die schöne gerade Straße wird durch Denkmäler entstellt, eines nationaler als das andere. Kommt es darauf an? Es kommt darauf an, was in den Geschäften an der Hauptstraße verkauft wird. Und es sind lauter englische Sachen. Die Kolporteure laufen schreiend herum und verkaufen die Londoner Morgenblätter. Gewiß, sie verkaufen auch nationalistische Zeitungen, mit den wackersten patriotischen Leitartikeln und geheimnisvollen Paradespalten in gaelischer Sprache. Aber die Berichte über das letzte Londoner Rennen werden entschieden eifriger gelesen; hinten prangen die Inserate von Lyons Tea und Pears Soap. Der irische Nationalist trägt einen Londoner Hut und geht zur Londoner Lunchzeit in ein typisches Londoner City-Restaurant, wo auch nicht eine spezielle irische Speise auf der Karte steht. Nur der Whisky, der Whisky ist irisch geblieben. Nämlich der schottische ist nicht so stark.

Seitdem Dublin nicht mehr das Zwing-Uri von Irland ist, ist Dublin eine große englische Provinzstadt mit irischen Reminiszenzen. Es liegen Abhandlungen über Homerule und gaelische Grammatiken in den Schaufenstern der Buchhändler, aber gekauft werden

die neuesten Sixpence-Novellen Londoner Unterhaltungsschriftsteller. In den Theatern werden während der Saison die neuesten Londoner Schlager mäßig gegeben; die vortrefflichen irischen Dialektschauspieler sind nur in London beliebt und haben hier kein Publikum. Der Ire Bernard Shaw hat seine irische Tendenzkomödie „John Bulls andere Insel“ für Dublin geschrieben, aber aufgeführt wurde sie in London.

Dublin ist eine englische Stadt mit mehr Lärm, mehr Schmutz, mehr Whisky als die anderen irischen Städte. Und vielleicht mit mehr Musik und Farbe. Es ist nicht leicht, zu sagen, was an dieser Stadt noch irisch ist, aber wenn man durch die Straßen geht und die Zeichen der Vergangenheit sieht, begreift man es.

Irisch ist an Dublin, ist an der ganzen Insel die Sehnsucht nach einem verschwundenen irischen Volkstum. Der Schmerz über Verschmerztes. Den Iren ist nicht wie den Polen ein Nationalstaat vernichtet worden; sie haben nie einen gehabt, wenn man nicht das nebelhafte Königtum des guten Brian Boroimhe rechnen will. Irisch war durch ein Jahrtausend immer nur die Abwehr gegen das Fremde. Jetzt steht nicht eine wirkliche moderne Nation als ethnische Einheit da, sondern nur der Jammer um die verlorene Nationalität. Gewiß, auch das verbindet. Aber was die Gaelische Liga sonst für den gemeinsamen Kulturbesitz der Nation ausgeben will, die gaelischen Schriftzüge, das Gerede von Barden, Druiden und alten Königen — das ist nur eine pietätvolle historische Spielerei. Wenn morgen ein Erdbeben die Hauptstadt Dublin zerstört, alle Denkmale historischer Unterdrückung, alle Zeichen des zähen Kampfes um die Assimilation — wenn dann

die neue, einige irische Nation auf den Trümmern eine neue Stadt aufzubauen hat, wird sie eine typische angelsächsische Stadt aufbauen: Was Dublin heute seinen irischen Charakter gibt, ist nur noch die Erinnerung an den englischen Druck. Die Engländer wissen schon, warum sie Dublin jetzt wieder zur richtigen Hauptstadt eines autonomen britischen Bundesstaates machen wollen. Dublin wird den letzten Winkel von England zu Ende anglisieren, wenn Irland frei ist.

Wenn wieder ein irisches Parlament am College Green tagen wird, wird es zweifellos noch zehn patriotische Denkmäler stiften, mit Harfen und gaelischen Inschriften am Sockel. Aber jeder Abgeordnete wird sich mit Pears Soap waschen, wird Lyons Tea trinken und dazu bacon and eggs essen, wird lieber Shakespeare lesen und viel lieber die neuen Sixpence-Novels als Shakespeare — wird ein Kolonialengländer sein mit einer alten sentimentalen Liebe zu etwas Unenglischem im Herzen.

Ein Gegner der Iren hat gesagt: Die Iren wissen nicht, was sie wollen, aber sie werden nicht ruhen noch rasten, bis sie es erreicht haben. Dieses Wort löst das irische Problem. Dieses Nicht-Ruhen-Noch-Rasten macht einzig und allein noch das Wesen der Iren aus, natürlich neben einer besonderen Veranlagung, die durch Klima und Rasse gegeben ist. Kulturell sind die Iren eine anglisierte Nation, nur eine, die nicht durch ihre angelsächsische Kultur herrscht, sondern die von ihr beherrscht wird. Wenn erst Dublin wieder die Hauptstadt von Irland ist, wird eine interessante Spielart der Engländer einen neuen, angloirischen Staat bilden, nicht mehr von den Londonern

unterschieden, als die Bayern von den Ostpreußen. Dublin wird das britische München werden. Wenn Homerule eingeführt wird, dann wird die Assimilation der Iren ihre letzten Fortschritte machen. Wenn die irische Autonomie wieder zum tausendsten Male vereitelt werden könnte, würde Dublin vielleicht wieder eine gaelisch-keltische Stadt werden, wenn auch nicht recht einzusehen ist, auf welche Weise. So wie es nur ein Mittel gäbe, um den katholischen Klerikalismus in Irland zu verewigen: neue Katholikenverfolgungen.

Wenn Homerule die Sehnsucht der Iren nach Irland stillt, gibt es keine Iren mehr.

DER HELD VON TULLOW.

The Queens Theatre in Dublin. Es ist die zweite Vorstellung des Abends, denn das Stück wird um 7 Uhr zum erstenmal aufgeführt und gleich um 9 Uhr wieder zum zweitenmal. Doch sagt der Theaterzettel: „Zwei echte Aufführungen, in keiner Weise beschnitten, sondern speziell für zweimal am Abend geschrieben.“ So ist man beruhigt.

Der deutsche Leser fühlt einen leisen Geruch von Schmiere in seiner Nase. Aber das „Theater der Königin“ ist keine Vorstadtbude, sondern ein stattlicher Bau — allerdings, ich möchte nicht dabei sein, wenn eine Feuersbrunst ausbricht. Wer in diesem Sommermonat in Dublin einen Abend totschlagen und weder in eine der einförmigen Music Halls, noch in ein Kino gehen will, muß in dieses einzig wirkliche Theater, das jetzt Vorstellungen gibt. Und was sonst an einem Dubliner Abend anfangen? Um 7 Uhr werden in Dublin die Geschäfte geschlossen, um 8 bemerkt man bereits, daß der irische Whisky gut und stark ist. In den breiten Hauptstraßen, die am Tage stellenweise ja großstädtisch und elegant aussehen, tauchen taumelnde Gestalten auf; in den unsagbaren Nebenstraßen — kaum in Neapel gibt es solche Elendsquartiere — herrscht wüster Lärm. Eine wahre Horde besoffener Rowdies scheint auf diese Stadt losgelassen.

Nein, ein Abendspaziergang in Dublin ist kein besonderes Vergnügen. Man kann ja vor dem säulengeschmückten Palast der Bank von Irland, dem einstigen Heim des selbständigen irischen Parlaments, ein bißchen stehenbleiben und zuhören, wie zwei Redner unter freiem Himmel kleine Volksversammlungen abhalten. Der eine, ein Nigger, wünscht eine neue Diät und ein sehr preiswertes Heilmittel einzuführen; der zweite hat eine Glatze und propagiert eine religiöse Sekte. Beide stehen auf den kleinen, offenen Wagen, die hier das nationale Fahrzeug sind. Beide brüllen, und ein Kreis leicht angeheiterter Zuhörer brüllt ebenfalls. Zwei ungeheuer lange Schutzleute stehen bedächtig daneben. Leicht müssen es die Schutzleute in Dublin nicht haben, so gut entwickelt sie alle sind.

Auf die Dauer wird die neue Diät des Negers ebenso langweilig wie die neue Religion des Glatzkopfs, und da ist es gut, daß im „Theater der Königin" eben die Vorstellung beginnt. Der Platz im ersten Rang kostet einen Schilling, dafür aber bekomme ich, weil das Theater voll ist, keinen regulären Sitz, sondern es wird quer über den Mittelgang eine Art Brücke geklappt. Darauf sitze ich, und wenn eine Panik ausbrechen sollte, sperre ich wunderschön die Passage.

Es gibt noch einen zweiten und einen dritten Rang, und im dritten zahlt das Volk von Dublin nur fünfundzwanzig Pfennige. Der Blick dort hinauf zeigt ein drolliges Bild. Man sieht einige Reihen von Köpfen mit schmierigen Sportmützen und von vorgestreckten Hälsen, die alle wagrecht über dem Parkett zu hängen scheinen. Über den Köpfen prangt eine riesenhafte

Inschrift: „Lärmendes Betragen und besonders das Pfeifen strengstens verboten!“

Unten fängt die Musik an. Es ist eine schmetternde Zirkusmusik, und dennoch kann sie weich und voll werden. Wir sind im musikalischen Irland. Jetzt geht der Vorhang auf; die Bühne zeigt etwas unvollkommen das Innere eines irischen Bauernhauses. Die Musik spielt weiter. Auf einmal kommt eine geschminkte Dame in einem blauen Gretchenkleid und stellt sich in die Mitte. Ein Scheinwerfer bombardiert die holde Heroine und zieht um sie einen mystischen Kreis. Die ganze Galerie beginnt zu pfeifen, das bedeutet aber hier nur ein hohes Entzücken. Die Dame beginnt sofort die Arme zu schmeißen und teilt in einem Monolog mit, daß sie sehr edel ist, daß ihr Vater sehr edel ist, daß alle Iren sehr edel sind, aber daß die bösen Engländer sie scheußlich bedrücken. Ha, da kommen schon zwei Schufte und die Galerie brüllt: „Hu!“ Der eine Schuft ist der Cousin der Dame, aber er ist für England. Der zweite Schuft wird auf dem Theaterzettel „eine Kreatur der Burg von Dublin“ genannt, und diese Beschimpfung ist noch nicht scharf genug. Der schuftige Cousin sucht nun die edle Cousine brutal zu seiner Frau zu machen, der ältere Schuft spioniert unterdessen. Aber nun kommt ein ganz ungeheuer edler irischer Gentleman, zieht sein Schwert und entwaffnet den Cousin; zu gleicher Zeit erscheint ein hochsympathischer Bauernbursch — „ein Sohn des Bodens“ heißt er auf dem Zettel — und versetzt dem älteren Schuft an eine geeignete Stelle einen Tritt. Die Galerie freut sich recht sehr. Jetzt erscheint auch der Vater der blauen Heroine und benimmt

sich teils edel, teils patriotisch, aber niemand beachtet ihn, denn zugleich ist der Scheinwerfer gedreht worden, und in dem leuchtenden Kreis steht ein fabelhaft, aber schon fabelhaft edler Priester. Er ist die Titelfigur des ergreifenden Dramas, Vater Murphy, der Held von Tullow. Er fängt sofort an, unter Musikbegleitung über die Leiden Irlands zu sprechen, ist aber vorläufig nicht für eine Empörung, sondern zeigt mit der Hand zum Schnürboden empor und verweist auf Gott. Aber sobald der Priester wieder weg ist, kommen die beiden Schufte wieder. Sie haben rotröckige englische Soldaten mit, und nun knallen sie den Vater der Heroine nieder, entführen die Heroine, zünden Murphys Kapelle an. Was soll der Pater da tun? Natürlich muß er sich zum General der irischen Insurgenten wählen lassen, sonst würde die Galerie nicht applaudieren.

Und im nächsten Akt ist er richtig General und trägt einen Säbel und hält weiter patriotische Reden. Die englischen Schufte spionieren zwar, aber der Sohn des Bodens steht Wache und ist sowohl schlau als heldenhaft. Sodann geht die Schlacht von Oulart Hill los und ist kein Spaß. Englische Soldaten schießen, aber irische Bauern schießen viel sympathischer. Der Sohn des Bodens gibt einem Rotrock Fußtritte; Vater Murphy steht in der Mitte, entfaltet die grüne Fahne Irlands, in deren Mitte die gelbe Harfe prangt. Die Musik aber spielt die irische Hymne; es ist eine tief aufwühlende, ernste, stürmische Hymne, nur der Marseillaise zu vergleichen. Und nun geht es im Zuschauerraum los! Das ist ein Schreien, ein Pfeifen, ein Trampeln!

Der weitere Inhalt des Stückes ist ja auch sehr schön, aber eher traurig. Der sympathische Held und der Sohn des Bodens sind furchtbar wacker; sie befreien die entführte Heroine; der Held hat so sechs bis sieben Zweikämpfe mit dem schuftigen Cousin und sieht in einer grünen Nationaluniform viel heldenhafter aus als die roten Feinde; der Sohn des Bodens kommt immer im rechten Augenblick und appliziert dem älteren Schuft meisterhafte Tritte in unangenehme Gegenden. Die Engländer werden abwechselnd Bluthunde und Mörder genannt, und im „Theater der Königin" herrscht darob viel Wonne. Aber was hilft es? Weil der Vater Murphy gar so edel ist, läßt er sich schließlich in eine Falle locken und der böse Cousin hat nichts eiligeres zu tun, als den armen Pater zu foltern; das geschieht nicht auf der Bühne, aber man hört die Folterinstrumente sehr deutlich knarren und rasseln.

Schließlich wird der Held von Tullow, zerfoltert wie er ist, an einen Pfahl gebunden, und die Kreatur der Burg von Dublin holt eine neunschwänzige Peitsche herbei. Aber, wer schießt da mörderisch forsch durch das Fenster? Der Sohn des Bodens. Wer stürmt mit blankem Schwert herein? Der edle grüne Ire. Wer wird verdienterweise abgemurkst? Die beiden Schufte. Indessen, der Vater Murphy liegt im Sterben und hat gerade nur noch Zeit, eine längere Rede mit viel Scheinwerfer zu halten, und zu prophezeien, daß Irland dennoch einmal befreit werden wird. Nationalhymne. Die Galerie ist außer sich. Gut, daß ihr jetzt niemand vorschlägt, vor das Schloß des Vizekönigs zu marschieren. Und wenn die Schufte nicht tot wären,

man würde sie am Bühnenausgang erwarten und ordentlich prügeln. Zuletzt konnten sie kaum mehr den Mund aufmachen, so entrüstet brüllte das Publikum sie an.

Es ist auch wirklich schrecklich, wie unsympathisch sich diese düsteren Intriganten aufgeführt haben. Die Iren hingegen waren im Aufstandsjahr 1798 und auch sonst immer reine grüne Engel. (Zum Beispiel haben sie einmal in jenem Jahre hundertachtzig Protestanten in einer Scheune verbrannt.) Was den Vater Murphy angeht, so hat sich der Autor des Stückes eine gewisse poetische Freiheit erlaubt. Vater Murphy wurde zu Tullow ganz kommun aufgehängt und heißt eigentlich eben wegen dieses topographischen Umstandes der Held von Tullow.

Nach Hause durch die lärmvolle Straße. Der Fremde, der nicht ganz landesüblich aussieht, muß seinen Weg vorsichtig wählen, sonst wird er von angeheiterten Burschen verhöhnt und angerempelt.

Man muß das gesehen haben. Wer in Irland nur durch das grüne Bauernland, durch die schmutzigen und stillen Provinzstädte reist, der begreift Irland nicht ganz. Der Pöbel der Hauptstadt Dublin und ebenso auch der antiirische, stockkonservative, ultraprotestantische Pöbel der zweiten Hauptstadt Belfast ist fanatischer und wilder als irgend ein Pöbel in Europa. Das flache Land von Irland will Frieden, bessere Bauernwohnungen, politische Autonomie und eine feste Verbindung mit dem britischen Weltreich; der Pöbel von Dublin jauchzt noch, wenn die Engländer Bluthunde genannt werden, wenn von Krieg und Rebellion die Rede ist. Die Engländer sind weise

und lassen die Iren im Theater schreien, soviel sie wollen. Sie glauben, daß das Homerulegesetz Irland auf ewig mit Großbritannien verbinden und die blutige Vergangenheit ins historische Museum befördern wird. Wenn dann das Volk von Dublin in Jahren des Friedens etwas aufgeklärter werden, wenn der irische Whisky etwas sparsamer verwendet werden wird — dann wird vielleicht auch das einzige Sommertheater der Hauptstadt ein bißchen mehr europäisch, und wer weiß: vielleicht wird nach Schluß der Vorstellung sogar „God save the King" gespielt, wie in allen respektablen Sommertheatern des Britischen Reiches. Das Volk von Dublin wird das vielleicht zunächst ohne Applaus hinnehmen; aber es ist mir lieber, wenn es hübsch still bleibt.

DER TOD
DES KÖNIGS BRIAN BOROIMHE.

Episches Intermezzo.

Als Brian Boroimhe, der Held vom Stamme O'Brien, noch jung war, lag ein schwerer Schatten über der Welt. Die Lebenden harrten dem tausendsten Jahre Christi bangend entgegen, denn in diesem Jahr, so kündeten im ganzen Abendland die Gottesgelehrten, würde der Herr erscheinen zum jüngsten Gericht. Es gab Männer, die diese Kunde zu tatenloser Andacht lähmte, gab andere, die sie zum genußtollen Taumel peitschte. Doch der junge Brian Boroimhe sah um sich im grünen Erin. Sollte der Heiland das Land seiner Apostel wiederfinden? Sollten Sankt Patrick und Sankt Columban, zur Rechten des Weltrichters stehend, ihre Häupter verhüllen aus Scham für ihr Irland? Die wilden Dänen, Räuber aus nordischer Heidenwelt, schwärmten mit Feuer und Schwert durch die heiligen Gaue und feig beugte sich das Volk unter ihrer blutigen Geißel. Zu schwach war Malachy, der Hy-Nial, Hochkönig der Iren zu Taras weit berühmter Halle. Wohl wußte er ein wildes Roß zu zähmen, nicht aber die Wikinge aus dem Land zu jagen. Da stand Brian auf, um sein Land zu reinigen für das jüngste Gericht. Männer von Munster, starke Gebirgsleute, scharten sich um den Helden. Im Namen des Kreuzes und des

kommenden Tages griff Brian Boroimhe die Heiden an und der Sieg war mit ihm. Dann aber faßte er mit entschlossener Hand nach der alten Krone, die nicht fest saß auf Malachys Haupt und willig beugte sich der Rossebändiger dem Bändiger der Heiden, willig ein guter Mann dem besseren Manne. Ard-Reagh, Hochkönig der Iren, grüßte das Land den Befreier. Stattlich saß er in Taras weit berühmter Halle, zu seinen Füßen die Könige Meath und Ulster, von Leinster und Connaught, jeder Häuptling thronend unter seinem Schild, in Purpurgewändern, in goldenen Schuhen prangend und goldenem Gurt, den goldverzierten Speer in der Hand. Langbärtige Weise, Künder des Gesetzes, saßen neben dem Herren der Könige und aller Barden Harfen sangen sein königliches Lied.

Und neue Dänen kamen über das Meer, herausgeschleudert aus der unheimlichen Fülle nordischer Nebelländer, Schiff für Schiff. Und wieder erhob König Brian das Heerbanner mit Kreuz und Harfe; wieder traf sein Schwert die Feinde Gottes und der heiligen Kirche von Irland. Schätze ohne Zahl und blondlockige Geißeln gewann Brian Boroimhe, „König Brian von dem Tribut" priesen ihn die Gesänge der Barden. Doch wenig achtete Brian des irdischen Goldes; es galt, höheren Schatz zu gewinnen. Knirschend vor Wut beugten sich die Seekönige des Nordens dem christlichen Glauben und pflanzten auf den Zinnen ihrer bezwungenen Burgen das Kreuz auf. Und näher kam der Tag, an dem das Gericht sich erfüllen sollte. Neue Dänen auf neuen Drachenschiffen kamen über das dunkle Meer. Den Tag des Ziels vor den brennenden Augen, siegte Brian von neuem.

Und dann kam der Tag, von dem die Gottesgelehrten gekündet hatten. Ruhig und ein wenig müde saß Brian Boroimhe in seiner Halle, sein Werk war getan, der Richter mochte kommen. Und das Unbegreifliche geschah. Sonne für Sonne sank in die See und der große Tag stieg niemals aus dem Meere empor. Nur neue Dänen kamen, nicht aber des Heilands Gericht.

Da stand König Brian abermals auf und schlug die Dänen. Die Jahre verflossen, stets kamen neue Dänen über die See. Und immer wieder zog Brian wider sie. Doch sein Bart bleichte, seine Stirn wurde matt. Nicht mehr lauschte er den Liedern der Barden in Taras weit berühmter Halle; er saß und träumte. Oft wurde er wirr in seinen Gedanken, denn nicht mehr wußte er, wozu seine Taten geschahen. Vor ihm lag ein wilder Abgrund, die endlose, kommende Zeit.

Da geschah es, daß neue Dänen in Drachenschiffen über die wogende See zogen. Brodar, der Wiking, und Sigurd, Jarl von Orkney, fielen gleich nordischen Wölfen ins Land. Kjarli Canutson rüstete schnellsegelnde Schiffe, die Iren zu plündern. Die Nordmänner, die auf der Insel Man gehaust, zogen aus gegen das grüne Erin. Von Schottlands Küste, vom fernen Norweg kamen blondlockige Recken, Berserker, gierig nach Beute. Da brach auch Sitric, Seekönig von Dublin, das lang getragene Joch. Von seinen Wällen riß er das Kreuz, das dort Brian Boroimhe gepflanzt. Odins heilige Rabenfahne flatterte über Sankt Patricks Stadt. Und der blutige Kriegspfeil wanderte von Küste zu Küste; Runenbotschaft rief im Namen der Nordlandsgötter zum Kampf.

Doch träumend saß Brian Boroimhe. Unwillig schalt

ihn Morogh, sein streitbarer Sohn. Torlogh, Sohn Moroghs, murrte unter kampfgierigen Jünglingen.

„Der Richter kam nicht“, sprach Brian, der Ard-Reagh. „Und immer wieder kommen neue Dänen über das Meer. Ich bin müde und habe so oft das Kriegsbanner getragen, den Heiden entgegen. Du magst es jetzt tragen, Sohn Morogh. Doch ich weiß nicht, wozu.“

Und Morogh, Sohn Brians, rief Irlands Söhne ins Feld. Da kamen die Stämme, mannhaft im flatternden Mantel, mit Lederhelm, Keule und Schwert. O'Neills und O'Sullivans, Mac Carthys und O'Briens, aus Ulster, aus Munster, aus Connaught und Meath. Kriegerisch klangen im Lande die Lieder der Barden. Heilige Bischöfe segneten scheidende Streiter.

Am Strand von Clontarf ordnete Morogh das christliche Heer. Von fernher winkten die Zinnen von Dublin; Sankt Patricks geschändetes Münster flehte um Hilfe. Torlogh, Sohn Moroghs, führte Jungmannen zum Kampf, begeisterte Knaben, berauscht vom Getöne der Harfen. „Mit uns ist Brian Boroimhe“, sprachen sie unter sich. „Alt ist der Dänensieger von Sulcost, der Sieger so vieler Gefechte. Doch kämpfen wir alle für des Hochkönigs heiliges Haupt. Sankt Patrick ist heute mit uns und Sankt Columban!“

So sprachen die Knaben. Aber Brian Boroimhe, der Ard-Reagh, wandte sein Auge hinweg von der Schar. Er zog an den Strand des Meeres, zwischen Wald und Wellen, weitab vom Getöse der Schlacht und ließ einen köstlichen Teppich ausbreiten vor seinem Königszelt. Da saß er und betete leise. Karfreitag war es, ein Tag des Gebets. „Der heilige König ist alt, doch er betet für uns“, sagte das irische Heer. Brian Boroimhe

aber dachte nicht an den heutigen Kampf. Er hatte viele Kämpfe gesehen und immer neue Dänen waren über die dunkle See gekommen, an deren Strande er kniete. „Komm“, sprach er zum Heiland, „komm, wie du es verheißen hast, und bereite der Zeit ihr Ende. Sollen stets neue Übel von neuem stets über die dunkle See kommen? Herr, gib uns ein glückliches Ende der Zeit.“

Und dröhnend schallten die Heerhörner der Wikinge, drangen ein auf den vollen Klang der irischen Harfen. Drohend stieg Odins heilige Fahne, von düsteren Raben umschwebt. Brodar, der Norweg, und Sigurd, Jarl von Orkney, stürzten mit Schlachtgesängen gegen den Feind. Auf den Mauern der Burg, auf den Dächern der Hallen, standen mit flatterndem Blondhaar die Frauen der Dänen, den Kampf zu sehen. Runensprüche murmelten sie, glückverheißende. Unsichtbar aber, auf unsichtbaren Feuerrossen, flogen Odins Schlachtjungfrauen über den Walplatz, manch sterbenden Recken emporzutragen nach Asgard. „Christus und Sankt Patrick“, riefen die Iren und schlugen mit dröhnendem Erz an die Schilde. Grün wehte die Kreuzesfahne.

Mit düsterem Antlitz standen vor Brians Zelt die gewappneten Wachen, die treuen Diener. Da nickte der König dem stummen Wunsche Gewährung: „Geht!“ Da hielt es sie nicht länger, da stürzten sie schlachtfroh von dannen, dem Klange der Kriegsharfen nach. Betend kniete der alte König am Strande des Meeres; der Seewind spielte in seinen langem schneeweißen Bart. Nur ein alter Knecht stand stumm hinter dem König.

Und Torlogh, Sohn Moroghs, sprang Sigurd an,

Jarl von Orkney. Da blitzten die blanken Schilde. Armud, Inselkönig von Man, rief mit scheltendem Hohnwort Morogh, Sohn Brians, zum Zweikampf. Mann gegen Mann fochten die reisigen Heere; Recken aus Irland gegen O'Neills Clanmannen, Wikinge vom northumbrischen Strande gegen wildbärtige O'Mahonys, Canuts Jüten gegen Mac Carthys, O'Sullivans.

Morogh, Sohn Brians, schlug Armud, Inselkönig von Man, doch aus hundert Wunden blutete Brian Boroimhes Sohn. Torlogh, Sohn Moroghs, streckte Sigurd von Orkney tot in den Staub. Doch aus hundert Wunden blutete Brian Boroimhes Enkel. Auf schnaubendem Roß sprengte ein Bote zum Meeresstrand: „Komm, o Ard-Reagh! Sterbend liegt dein Sohn auf dem Schlachtfeld.“ Doch König Brian Boroimhe schüttelte müde das greise Haupt. Wozu? Es würden neue Dänen kommen.

Und auf schnaubendem Roß raste ein neuer Bote herbei: „Komm, o Ard-Reagh! Sterbend liegt dein junger Enkel in seinem Blut. Wer soll uns führen?“ Doch Brian betete leise und tief. Hörte er die Kunde, wußte er, daß Irlands junge Hoffnung tot lag? Daß das Reich verging, so vieler Schlachten glorreicher Preis? Müde war Brian Boroimhe und er wußte, es würden neue Übel über die dunkle See geschwommen kommen, endlose Übel für Irland. Denn der Herr war nicht erschienen zum Gericht und kein Ende war da der flutenden Zeit.

Und Irlands Söhne sahen die Führer sterbend im Staub. Da klammerten grimmige Hände sich fester um den heißen Schwertgriff, da sausten schwarze Keulen nieder mit verzehnfachter Wut. Rastlos schweb-

ten die blonden Walküren hinab zum dampfenden Schlachtfeld und die brechenden Augen nordischer Recken sahen die Unsichtbaren und Asgards weit geöffnetes Tor. Lauter und lauter aber wurde das Siegesgetön irischer Harfen. Die Nordlandstöchter auf Dublins ragenden Zinnen verhüllten wehklagend die Häupter. Da flohen, jählings verscheucht, die Raben Odins das sinkende Banner. „Christ und Sankt Patrick", riefen die irischen Streiter. König Brian Boroimhe hörte den fernen Klang des Sieges. Noch einmal schoß das alte Königsblut ihm in die schlaffen Wangen. Aber er wandte seufzend sein schweres Haupt zum Meere und löste den goldenen Gurt des Schwerts, es in die Fluten zu werfen. Es würden neue Dänen kommen nach seinen Tagen, neue Blutfeinde von jenseits der See.

Brodar, der Wiking, führte ächzend den letzten Streich. Da fuhr ihm blitzgleich der Schrecken der Mutigen in die starken Glieder, die Angst, die besiegte Helden vom rühmlichen Schlachfelde fegt, wie Schafe, die des Wolfes Rachen gewittert. Schreiend stürzte Brodar von dannen, um ihn sein Heergefolge, bleich und wund. Breite Blutspuren märkten den Weg der Flucht. Zum Strande stürzte Brodar hin, ein Drachenschiff zu besteigen, nordwärts zu fliehen über die See.

Spähend stand hinter Brian Boroimhe sein alter Knecht. „Rette dich, König Brian, die Feinde nahen!" „Erlöse uns von dem Übel", betete König Brian. Da klirrten Waffen im Walde; mit glühenden Augen, mit flatternden Gelbmähnen rasten die Dänen zwischen den Bäumen dahin, das rettende Meer zu erreichen. Auf seinem köstlichen Teppich vor dem purpurnen

Zelt stand König Brian Boroimhe, ein betender alter Mann, schwertlos, mit wallendem Bart.

Brodars Schildträger hob eine verstümmelte Hand. „Sieh, Brodar Jarl, so wird der Tod wackerer Recken gerächt. Dieser ist König Brian, der Feind der Götter. Töte ihn, Brodar Jarl, bevor wir enteilen."

Doch Brodar sagte: „Der Alte? Das ist ein knechtischer Mönch, ein geschorener Pfaffe. Nie stand König Brian Boroimhe fern von der Schlacht."

Da wandte der Alte sein Haupt ihm zu und königlicher Glanz strahlte aus seinen Augen. „Du lügst, du Heide. Brian Boroimhe bin ich, vom Stamme O'Brien, Ard-Reagh von Irland zu Taras weit berühmter Halle. Und schwereren Kampf als du focht ich heute."

Mit wildem Staunen blickte Brodar der Wiking dem Greise ins Antlitz. Dann fluchte er laut den Göttern von Asgard. In kräftigem Schwunge hob der Tolle die Axt. Da neigte Brian Boroimhe ihr sanft seinen silbernen Kopf entgegen. „Erlöse uns von dem Übel!". betete er. Da fiel die Axt auf das Königshaupt. Schamrot lief Brodar davon, nicht froh wie ein Held, der wacker den Feind erschlagen. Schon hörte man das Klirren irischer Waffen im Walde.

Groß war das Weinen um Brian, den König. An seinem Prunkgrab zu Armagh klagten die Barden.

Und neue Blutfeinde Irlands kamen über die dunkle See.

ALTE
IRISCHE KÖNIGE IM ALLGEMEINEN.

Als ich noch nicht bestimmt wußte, wo Irland eigentlich liegt, wußte ich dieses schon: alle Iren heißen Pat und behaupten, von alten irischen Königen abzustammen. Als ich später die Romane von William Makepeace Thackeray las, fand ich diese Ansicht durchaus bestätigt: in jedem Roman des Humoristen kommt doch mindestens ein Ire vor, der von seinen königlichen Ahnen erzählt, im übrigen einen breiten Jargon spricht, ein bißchen säuft und im ganzen ein etwas schäbiger Gentleman ist. Wichtig für diesen Teil der irischen Frage ist auch das Studium der englischen Witzblätter: es gibt mehr Irenwitze als Mikoschwitze und fast so viele wie Judenwitze.

Tatsächlich sieht der Witzblattire dem wirklichen Iren so ähnlich, wie der Witzblattjude dem wirklichen Juden, also nur ein wenig. Auch Thackeray, dem Irland sonst nicht unsympathisch war, hat seine irischen Figuren nur mit den Augen des Humoristen gesehen, also flächenhaft und ohne Tiefe. Einmal hat er einen Iren in den Mittelpunkt des ganzen Buches gerückt, nämlich den kuriosen Glücksritter Redmond Barry-Lyndon, eine Art männliches Gegenstück zu der herrlichen Intrigantin Becky Sharp in „Vanity Fair“. Diesen sympathischen Barry Lyndon Esqu. läßt Thackeray sein bösartiges Abenteurerleben in fin-

gierten Memoiren schildern, die mit einer großartigen Genealogie des edlen Hauses Barry beginnen. „Ich setze voraus, es gibt keinen Edelmann in Europa, der nicht von dem Hause der Barry of Barryogue, im Königreich Irland, gehört hat, denn einen berühmteren Namen kann man in den genealogischen Büchern nicht finden; und obwohl ich als ein Mann von Welt gelernt habe, von Herzen alle vorgeblich Hochwohlgeborenen zu verachten, die nicht mehr Genealogie haben als der Lakai, der meine Schuhe putzt, und obwohl ich mich auf das heftigste über die Prahlereien vieler von meinen Landsleuten lustig mache, die alle von irischen Königen abstammen wollen, und von Domänen, die eben noch ein Schwein fett machen könnten, so sprechen, als wären es Fürstentümer, zwingt mich dennoch die Wahrheit, zu versichern, daß meine Familie die edelste der Insel und, vielleicht, des Universums war, während ihre Besitzungen, jetzt unbedeutend und uns geraubt durch Krieg, durch Verrat, durch den Verlauf der Zeit, durch Verschwendung der Ahnen, durch Treue gegen den alten Glauben und Monarchen, einstmals fabelhaft waren und zu einer Zeit, da Irland sehr viel reicher war als jetzt, viele Grafschaften bedeckten. Ich würde die irische Krone in mein Wappen aufnehmen, aber es gibt zu viele dumme Menschen, die diese Auszeichnung beanspruchen, sie tragen und gemein machen."

Worauf der Ehrenmann darlegt, wie die Familienpapiere der erlauchten Barrys auf Barryogue leider, leider nicht mehr existieren, wie er selbst in bettelhaften Verhältnissen aufwuchs, seine Laufbahn als

Kreditschwindler begann, dann gemeiner Soldat, Offiziersbursche und Polizeispitzel in Berlin wurde.

Ich habe die leise Vermutung: der Fall ist nicht typisch für die irische Nation. Aber wenn wirklich alle Iren von Irland meinen, daß sie von alten irischen Königen abstammen, dann haben sie einfach alle recht, und das ist zu beweisen.

Ich nehme eine Karte Irlands zur Zeit des englischen Königs Heinrich VII. — also knapp vor der Reformation und der gewaltsamen Unterdrückung alles Irischen. Um Dublin herum ist ein weißer Fleck; hier saßen damals im Schutz der Palissaden (the Pale) die Engländer und ließen keinen Iren in ihre enge Reservation hinein. Der Rest der Insel ist in irische Stammesbezirke eingeteilt; in jedem regierte, wie im schottischen Hochland, ein keltischer Häuptling sehr patriarchalisch die Clangenossen. Der Häuptling führte weiter keinen Titel als den Namen des Stammes: er war „der“ O'Neil oder „der“ Mac Carthy More. Wer sonst noch zum Clan Mac Carthy oder O'Neil gehörte, Barde, Bauer oder Schweinehirt, mochte in der Taufe Patrick genannt worden sein oder Hugh — nach außen hin war er natürlich ein Mac Carthy oder O'Neil. Jetzt sehe ich mir die Stammesnamen an: O'Brien, O'Flaherty, O'Kane, MacMahon, O'Connor, O'Moore, O'Rorke — genau so heißt heute der irische Schutzmann in New York, der irische Schuster in Dublin, der irische Abgeordnete in London. Und es sind lauter Königsnamen, denn bei der ewigen allgemeinen Rauferei hat jeder der Stämme der Reihe herum einmal eine größere Rolle gespielt und der Häuptling durfte sich zeitweilig König nennen.

Nun, Hand aufs Herz, Sie, Herr Müller, der Sie leider Müller heißen, wenn Sie zufällig Staufen, Zollern oder Capet hießen, würden sie nicht auch hoffen, daß Sie irgendwie von den Hohenstaufen, Hohenzollern oder Capetingern gezeugt sind? Gott, vielleicht sind Sie ein reicher und beschäftigter Mann und haben solche Hypothesen nicht nötig — in Irland hat man viel Zeit und wenig Geld und spielt eben das Gesellschaftsspiel „irische Könige“. Auch ist Deutschland ein genaues und gründliches Land; wenn Herr Staufen behaupten würde, er sei der Erbe Barbarossas, gleich käme ein sehr gelehrter Privatdozent und wiese haarklein nach, daß das natürlich Mumpitz ist. Aber wenn in Irland irgendein O'Brien, Bryan, Brian von dem bereits zur Genüge bemeldeten König Brian Boroimhe abstammen will, kann er es zwar nicht positiv beweisen, aber ebensowenig kann irgendein Sterblicher, und wäre er noch so bebrillt, den negativen Gegenbeweis führen. Unter hunderttausend O'Briens werden sich aller Wahrscheinlichkeit wirklich zwei, drei finden, die König Brians Enkel sind — die anderen stammen von seinen Schweinehirten ab. Aber ob der Junge namens O'Brien, der jetzt in der Grafschaft Clare die Säue hütet, nicht zufällig der eine echte Prinz ist, wer will es sagen? Solange das nicht aufgeklärt ist, haben alle Brians, Bryans, O'Briens ein gewisses Recht, sich in verschwiegenen Selbstgesprächen Königliche Hoheit zu titulieren. Alle Iren sind heimliche Prinzen — und so ein Land soll vernünftig regiert werden! Aber die Engländer sind selbst daran schuld.

Nämlich, als sie seinerzeit anfingen, Irland syste-

matisch und blutig zu anglisieren, waren ihnen natürlich zunächst die alten irischen Könige Dornen im Auge. Um nun die kleinen Stammesdynastien gründlich auszurotten, kamen die Herren Engländer auf eine Patentidee: sie suchten überall nach irischen Stammbäumen und verbrannten sie sorgfältig. Auf die Hofbarden der Häuptlinge, zugleich ihre Heraldiker und Genealogen, wurde mit edlem Eifer Jagd gemacht, all dies in dem offen zugestandenen Bestreben, es solle von nun ab kein Ire mehr seinen Großvater kennen.

Die Folgen dieses wundervollen Systems sind geschildert worden; da man absolut nicht mehr weiß, welcher Ire von den alten Königen abstammt, stammen jetzt alle Iren von den alten Königen ab. Und die Engländer waren über jeden neuen irischen Aufstand von neuem maßlos erstaunt! Ein Land, in dem alle Schweinehirten möglicherweise Prinzen sind, kann kein ruhiges, und wie Prinzen nun einmal sind, kein demütig ergebenes Land sein. Wie nun allerdings die irischen Schweine dabei fahren, das ist eine andere Frage.

Die Engländer haben Irland zu einem Land der historischen Träumereien gemacht und haben die Folgen zu tragen. Jeder faule Prätendent auf den englischen Königsthron hat in Irland begeisterte Anhänger gefunden, weil alle Iren Prätendenten auf den irischen Königsthron sind. Rührend ist die Geschichte jenes jungen Lambert Simnel, der im Jahre 1487 nach Irland kam und erzählte, er sei der Sohn des Herzogs von Clarence, der letzte Erbe des Hauses York. Die Herzogin von Burgund hatte die Intrigue an-

gezettelt und zweitausend deutsche Landsknechte mitgeschickt, um den Prätendenten zu stützen. Ganz Irland war sofort überzeugt, daß der hübsche junge Mann ein York sei und der rechtmäßige Erbe von England. Erzbischöfe und Grafen waren dabei, als der Pseudo-Clarence in Dublin feierlichst gekrönt wurde, und zwar mit einer Krone, die man einer Statue der Jungfrau Maria vom Kopf genommen hatte.

Die Sache nahm rasch ein unerwartetes Ende. König Heinrich VII., der erste Tudor, war mit anderen Leuten fertig geworden, als mit dem jungen Lambert Simnel. Der Aufstand wurde unterdrückt und Lambert gefangen genommen. König Heinrich war nicht blutgierig und besaß einen grimmigen angelsächsischen Humor. Er ließ den jungen Kronprätendenten nicht nur leben, sondern gab ihm noch dazu ein ehrenvolles Amt im königlichen Haushalt — das eines Küchenjungen. Einige Zeit darauf machten auch jene irischen Grafen und Erzbischöfe mit dem König ihren Frieden und ließen sich in London zum Hofdiner einladen. Als die Herren nun am Tisch des Königs saßen, kam ein verlegener junger Diener in den Saal und brachte Wein. Es war derselbe Junge, den die irischen Magnaten kurz zuvor mit viel loyaler Rührung zu ihrem König gekrönt hatten. Man kann sich denken, daß an der Tafel nun eine immerhin etwas peinliche Pause entstand und keiner der Gäste wagte es, einen Tropfen von dem Wein zu trinken. Bis endlich der Ex-Prätendent auf seinem beschämenden Weg zu dem braven ollen lustigen Earl von Howth kam, dem einzigen irischen Peer, der Lambert nie als König anerkannt hatte. Der klopfte ihm jetzt jo-

vial auf die Schulter: „Na, kannst mir einen Becher geben, wenn der Wein nur gut ist! Ich trinke ihn um seiner selbst willen leer und um meiner selbst willen; und auch für dich, denn du bist, so meine ich, ein armer unschuldiger Tor.“ Für diesen zeitgemäßen Speech bekam der Earl vom König ein Geldgeschenk. Lambert Simnel machte noch Karriere und starb als wohlbestallter königlicher Falkner.

Die Geschichte ist ungeheuer irisch. Jeder irische Kellner, der ein Glas Ale bringt, könnte am Ende vielleicht doch ein Königssohn sein und man merkt es ihm auch an. Das ganze Land lebt unter einer historischen Suggestion. Wer vernünftig ist und sich nicht für einen heimlichen Prinzen hält, hält mindestens sein Volk für ein auserwähltes Volk von heimlichen Königen. Eine ganz unglaubliche romantische Sentimentalität liegt in der irischen Luft und sucht alle politisch-sozialen Realitäten zu ersticken. Solange Irland von Fremden regiert wird, kann sich dieser unhaltbare Zustand kaum ändern. Wenn Irland erst einmal von Iren regiert wird, dann wird es ja haben, wovon es jetzt im Wachen träumt: die Erben der alten irischen Könige werden wieder in ihre Rechte eingesetzt sein. Jeder irische Gemeindepolizist, von irischen Nationalbehörden in seine Würde eingesetzt, wird ein kleines Stückchen von seiner verlorenen Krone wiedergefunden haben. Es gibt nur ein Mittel gegen Träume: sie realisieren. Dann kommt das große Augenreiben. Es ist zu wetten, daß in einem befreiten und autonomen Irland kein Mensch mehr von lächerlichen alten Königen abstammen wird.

DIE BALLADE VON LAMBERT SIMNEL, DEM THRONPRÄTENDENTEN.

Lambert Simnel saß auf goldenem Thron,
Ganz Irland kniet' ihm zu Füßen,
Als Yorks echten Erben und Königssohn
Den Knaben, den schlanken zu grüßen.
Es beugten sich Bischöfe, Grafen und Lords,
Gewärtige Diener des leisesten Worts.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Tom Fitzgerald trug Lambert Simnels Schwert,
Der Enkel uredler Barone.
Es trug Graf Lincoln, ein Ritter wert,
Das Szepter — doch fehlte die Krone.
Die hielt König Heinrich von Engelland
Noch fest mit gewappneter Königshand.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Eine Krone aus Gold hat vom leuchtenden Haupt
Dem allerheiligsten Bilde
Der Jungfrau Maria gerissen, geraubt,
Lord Lovell, der Frevler, der wilde.
So ward Lambert Simnel in gleißender Pracht
Zum Herrn und zum König von Irland gemacht.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Tom Fitzgerald küßte des Knaben Hand,
Graf Lincoln, der lachte und weinte;
Es kniete Lord Lovell. Doch ferne stand
Der dicke Graf Howth und vereinte,
Verschlossen das sonst stets so muntre Gesicht,
Sein Treuwort den jubelnden Chören nicht.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Ganz Irland huldigt dem neuen Herrn,
Ihm klangen die Harfen zum Preise.
Die Grafen und Herren, wie dienten sie gern
Dem Knaben auf höfische Weise.
Und wenn man des Königs Heinrich gedacht,
So hat man gespottet und hat man gelacht.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Heinrich Tudor erbleichte vor wogendem Zorn
Zu London in seinem Palaste:
So geht mir ganz Irland im Fluge verlor'n?
Wohlan denn, euch lad' ich zu Gaste!
Wer Richard den Dritten im Kampfe bezwang,
Dem ist vor dem jungen Betrüger nicht bang.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Heinrich Tudor sammelt sein reisiges Heer
Und führt es dem Feinde entgegen.
Die Britenflotte deckt Irlands Meer
Und schwarz wird's auf Irlands Wegen.
Da ward manchem Bauer die Hütte verbrannt;
So war es stets Kriegsbrauch im irischen Land.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Bei Stoke führt Heinrich Tudor den Streich
Und führt ihn mit eisernem Schlage.
Da endete schnell Lambert Simnels Reich
An jenem blutigen Tage.
Die Grafen und Lords sind in Eile entfloh'n.
Bist du noch Yorks Erbe und Clarences Sohn,
Bist du echt, Lambert Simnel?

König Heinrich saß auf gewappnetem Roß,
Da bracht man den Knaben gefangen.
Da lachte der König: So schickt ihn zum Troß!
Das Bürschchen da soll mir nicht hangen!
Und taugt es zum König von Irland nicht recht,
So taugt es vielleicht meinem Koche zum Knecht.
Bist du echt, Lambert Simnel?

König Heinrich setzt sich zum festlichen Mahl,
Da lud er viel Iren als Gäste.
Tom Fitzgerald saß in des Königs Saal,
Graf Lincoln war traurig beim Feste.
Lord Lovell senkt seinen trotzigen Blick
Und wünscht sich zum heimischen Herde zurück.
Bist du echt, Lambert Simnel?

König Heinrich spricht mit dem gnädigsten Wink:
So sei euer Fehler vergessen!
Es waren die Schuld und der Schaden gering,
Und jetzt, jetzt wollen wir essen.
Es schenkt euch den besten burgundischen Wein
Mein neuester Schenke nach Herzenslust ein.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Da öffnet ein totbleicher Knabe das Tor,
In knechtischem, schlechten Gewande.
Und ward doch als König gekrönet zuvor;
Nun schleicht er in Jammer und Schande.
Ein blutrotes Zeichen umzirkelt sein Haupt,
Das Mal von der Krone, der Jungfrau geraubt.
Bist du echt, Lambert Simnel?

„Wohlan denn, mein Schenke, so biete den Trank
Dem Kreise der fröhlichen Zecher!
Ich hoffe, die Herren, sie wissen dir Dank
Und nehmen von dir auch den Becher.
Und wer dir noch gestern zu Füßen lag,
Dem diene niedrig am heutigen Tag.“
Bist du echt, Lambert Simnel?

Wer trinkt wohl als Erster den furchtbaren Wein,
Wer läßt ihn von Lambert sich reichen?
Im Saale ist's still wie in Grabes Schrein,
Die Lords und die Grafen erbleichen.
„Und trinkt ihr nicht jetzt auf des Königs Glück,
Nie kehrt ihr, Verräter, zur Heimat zurück.“
Bist du echt, Lambert Simnel?

Tom Fitzgerald schaudert und denkt an den Eid,
Den er jüngst erst dem Knaben geschworen.
Graf Lincoln wird weiß wie sein seidenes Kleid
Und dünkt sich für immer verloren.
Lord Lovell, der bangt vor Heinrichs Gericht
Und dennoch ergreift er den Becher nicht.
Bist du echt, Lambert Simnel?

Doch der Graf von Howth an der Tafel saß,
Ein Freund von Gesängen und Scherzen.
Da nahm er fröhlich die Schüssel und aß
Und sprach mit Behagen im Herzen:
„Und ist dir auch, Schenke, nicht heiter zumut,
So ist drum dein Wein wohl nicht weniger gut.
Ist er echt, Lambert Simnel?“

Der schlanke Knabe nach knechtischem Brauch,
Er reicht einen Becher dem Dicken.
Dann kamen die andern, die tranken auch
Und schienen daran zu ersticken.
Sie tranken ein Hoch Heinrich Tudors Haus,
Da stahl sich ein Knabe zur Türe hinaus.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Warst du echt, Lambert Simnel?

PARALLELEN.

Man kann die Iren von irisch Irland am besten so charakterisieren: Sie sind die Juden des Okzidents.

Man beachte einmal die auffallende Ähnlichkeit: ein altes Kulturvolk, jahrhundertelang wegen seiner Religion verfolgt, nimmt schließlich die Sprache und Zivilisation seiner Unterdrücker an und behält von seiner eigenen historischen Art nicht viel mehr als eben die Religion der Väter, gewisse historisch-genealogische Reminiszenzen, einen scheußlichen Akzent und ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Außerdem noch die instinktive Abneigung jenes anderen Volkes, einige körperliche Merkmale und einen Stammplatz in den Witzblättern. Wer die Iren kennt, wird noch tausend kleine Züge aufdecken können, in denen sie völlig jüdisch sind. Jener gewisse Hang, es dem fremden Herrenvolk in Äußerlichkeiten gleichtun zu wollen, jener typische jüdische Antisemitismus des Assimilierten lassen sich bei den Iren wiederfinden. Zudem viel Somatisches, das auf die Inzucht zurückgehen mag.

Ein sehr großer Unterschied fällt gleich in die Augen; die Masse der irischen Nation hat ihr Palästina nicht verlassen, sondern bewohnt es noch, bebaut seine Äcker, arbeitet mit den Händen, steht auf allen Stufen der sozialen Leiter, übt alle Berufe aus und mit besonderer Vorliebe den militärischen, bildet noch einen

nationalen Körper, wie sehr auch der nationale Geist durch die Fremdherrschaft umgebildet und enteignet worden sein mag. Indessen gibt es bekanntlich eine sehr starke irische Diaspora; in allen englisch sprechenden Ländern leben viele Tausende von Iren und auch in den nichtenglischen Ländern der Welt haben irische Emigranten oft eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Nun vergleiche man z. B. die amerikanischen Iren mit den amerikanischen Juden und man wird finden, wie groß die Wesensähnlichkeit ist. Nur daß der amerikanische Jude von Haus aus nicht die Sprache des Landes spricht. Was das „Jüdeln" gegenüber der deutschen Sprache bedeutet, genau dasselbe bedeutet gegenüber der englischen die irische „Brogue" — ein Patois mit einer innerlich fremden Syntax, untermischt mit einzelnen Worten einer toten Sprache, ein bißchen komisch und doch sehr ausdrucksvoll. Und so wie der „jiddische" Jargon heutzutage zu einer Art sekundären Literatursprache geworden ist, so der irische. Es gibt drei Sorten irischer Dichter: solche, die gaelisch dichten (diese sind weder zahlreich noch besonders wertvoll), solche, die in einem vortrefflichen Englisch von irischem Geist durchsetzte Meisterwerke der englischen Literatur geschaffen haben, und moderne Jargon-Dichter, die das tägliche Leben ihres Volkes am besten in der täglichen Sprache ihres Volkes schildern zu können glauben. So dichten die Juden heute hebräisch, deutsch und jiddisch. Aber die Namen Heine und Schnitzler, Swift und Shaw beweisen sehr gut, welche der drei Möglichkeiten die fruchtbarste ist.

Die neuhebräische wie auch die ganz ähnliche neukeltische Literaturbewegung streben eine moderne

Renaissance eines toten Kulturideals an. Es gibt einen irischen Zionismus. Wie der jüdische Zionismus, ist er bisher eine reine Parteisache und viele der besten Iren halten sich geflissentlich von ihm fern. Abgesehen von einzelnen Abtrünnigen, die sich völlig den Engländern assimiliert glauben und alles Irische so heftig verabscheuen, daß der Psychologe deutlich sieht, wie irisch sie im Grunde noch sein müssen — abgesehen von diesen wenigen wollen alle Iren ein freies neues Irland, aber durchaus nicht alle wollen, daß dieses Irland keltisch spreche, die alten Gesetze der Brehonen wieder einführe, Shakespeares Werke zugunsten der Bardenlieder verbanne, kurz, eine historische Maskerade an die Stelle einer sehr lebendigen und starken, wenn auch ursprünglich fremden Kultur setze. Dieser Teil der Iren, und er ist der größere, gleicht jenen jüdischen Territorialisten, denen ein künftiges jüdisches Reich gar nicht genug modern und unorientalisch werden kann — dagegen strebt die „Gaelische Liga" genau das an, was phantastische Zionisten das „Reorientalisieren" des jüdischen Volkes nennen. Eine an sich nicht unsympathische historisch-politische Romantik. Die hebräische Sprachbewegung hat noch das eine für sich, daß die Juden in der Welt die verschiedensten Sprachen sprechen und daher jede jüdische Kolonie in Palästina eine Stadt von Babeltürmen würde, führte man nicht eine einheitliche Verkehrssprache ein. Auch kennen viele Ostjuden das Hebräische noch und sprechen es mit Leichtigkeit. Aber das Gaelische sprechen nur noch wenige Westiren und es gibt keine Iren mit französischer, deutscher, spanischer Muttersprache. Die ungeheure Mehrzahl der Iren denkt in

englischen Sätzen — und es ist eine Ungeheuerlichkeit, ihnen diese ihre Muttersprache rauben zu wollen. Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn man an irischen Schulen das Gaelische als klassische Sprache lehrt, damit die jungen Leute die kulturelle Geschichte ihres Volkes besser verstehen lernen können.

Nun urteilt aber die gaelische Partei in Irland ganz anders. Sie sagt: wir sind nicht das einzige Volk, das seine alte Muttersprache fast ganz verloren hatte; und anderen Völkern ist es sehr wohl gelungen, die Muttersprache wieder völlig zurückzuerobern. Da sind z. B. die Ungarn und die Tschechen. Vor 1848 sprachen die Gebildeten dieser Völker deutsch — heute möchten sie jeden erschlagen, der in ihrer Mitte deutsch redet. Und warum sprechen die Ungarn heute magyarisch? Weil man ihnen schließlich Homerule gewähren mußte, die nationale Selbstverwaltung. Als die Magyaren die Zügel der Regierung in die Hand bekamen, richteten sie eben magyarische Schulen ein, sprachen magyarisch in Amt und Parlament, so schwer es ihnen anfangs geworden sein mag, und heute werden schon die Deutschen Ungarns haufenweise magyarisiert. Ganz ähnlich haben es die Tschechen in Böhmen gemacht. Nach diesen Mustern — —

Und jetzt möchte ich als ein guter Österreicher den Iren etwas Ernstliches sagen: zu allen Dingen auf Erden eignet sich mein Österreich, nur nicht zu politischen Analogieschlüssen. Gewisse österreichische Verhältnisse wird ein Nichtösterreicher niemals verstehen, besonders wenn er in Irland sitzt, wo man mich fortwährend gefragt hat, ob die österreichische Sprache leicht zu erlernen sei. Was Ungarn und Böhmen be-

trifft, so haben dort die unteren Volksschichten ihre Muttersprache nie verloren, nur die Bürger und der Adel hielten es für feiner, deutsch zu sprechen. Die demokratische Bewegung von 1848 brachte dann auf die natürlichste Weise die nationale Sprache wieder in den Vordergrund. In Irland sind es, immer von unbeträchtlichen armen Bauerngegenden im Westen abgesehen, fast nur die Gebildeten, die gaelisch sprechen können oder möchten; man müßte also dem Volk seine „Muttersprache“ gleichsam mit einem Trichter zwischen die Zähne gießen, statt sie aus seinem Munde strömen zu lassen. Das ist wohl aussichtslos; auch liegt gar kein politischer Grund dazu vor. Die Tschechen und Magyaren liegen eingekeilt zwischen fremden Volkselementen; wenn die Magyaren nicht wieder magyarisch sprachen, hatte der selbständige ungarische Staat keinen rechten Sinn. Irland ist eine Insel, ein von der Natur zur Autonomie bestimmtes Land. Und wenn Irland aufhören sollte, englisch zu sprechen, wäre England sicherlich gezwungen, Irland zur Abwechslung wieder einmal mit Gewalt zu erobern.

Nichtsdestoweniger hat die gaelische Sprachbewegung Erfolge zu verzeichnen. Es gibt jetzt ein Gesetz, nach dem jedes irische Kind in der Volksschule das Recht auf gaelischen Unterricht hat, wenn die Eltern es wünschen. In jeder dritten oder vierten irischen Volksschule wird tatsächlich gaelischer Sprachunterricht gegeben. Eine Reihe öffentlicher Ämter darf nur der bekleiden, der eine Prüfung in der alten Nationalsprache bestanden hat. Es gibt einige gaelische Zeitungen, andere Blätter enthalten gaelische Rubriken. Es wird, wie schon geschildert wurde, im ganzen Lande

auf gaelisch gesungen, deklamiert und das Tanzbein geschwungen. Allerdings; es ist leichter, gaelisch zu tanzen, als gaelisch zu sprechen, denn die Sprache ist sehr kompliziert für Gehirne, die an die kinderleichte englische Grammatik gewöhnt sind.

Schließlich und endlich wird es sich um einen Sängerkrieg handeln zwischen William Shakespeare und dem Barden Daibhi O'Bruodair aus Limerick, zwischen den Iren Swift, Goldsmith, Shaw und dem Iren Aodh Buidh Mac Curtin, dem gaelischen Lexikographen. Respekt vor den Herren Barden, aber sie scheinen nicht in der Übermacht. Allerdings, die gaelische Partei kann sich wieder auf die Tschechen berufen, deren respektable Epigonen-Literatur sich durch Goethe, Schiller und Grillparzer auch nicht um ihre Existenz bringen ließ, wenn auch zeitweilig um ihre nationale Eigenart. Ja, aber es hat keinen großen deutschen Dichter tschechischer Nation gegeben und viele große Dichter irischer Nation. Und wenn alle Iren wieder so gut und viel gaelisch sprächen, wie vor der englischen Invasion, wenn sie ihr durch Jahrhunderte ererbtes Englisch gänzlich verschwitzen könnten — sie müßten es Mann für Mann von neuem erlernen, um ihre irischen Dichter Swift, Goldsmith, Shaw zu lesen, die Parlamentsreden ihrer Helden Parnell, O'Connell, Redmond — kurz, jeden lauten Ton, der seit Jahrhunderten von Irland sprach, so daß die Welt gelauscht hat.

Es hilft nichts, wo die Gaelische Liga auch probieren wird, die englische Kultur aus Irland zu entfernen, überall wird sie ins Fleisch der Nation schneiden müssen. Und deswegen glaube ich nicht an die

gaelische Renaissance und wenn die Gaelische Liga zweimalhunderttausend Mitglieder hätte, statt nur hunderttausend. Es gibt zwei kleine Hindernisse — erstens Swift und zweitens der geringfügige Umstand: wenn irgendein irisches Kind in irgendeinem irischen Laden für einen Penny Käse verlangt, so verlangt es ihn auf englisch. Und das allein ist wichtig, nicht ob der Käse in einen gaelischen Leitartikel eingewickelt wird.

DER IRE BERNARD SHAW.

Viele große Engländer sind irischer Abkunft. Fast alle großen Iren sind englischer Abkunft. Oliver Goldsmith, der Autor des „Vicar of Wakefield“ war bei Killaloe zu Hause, aber ein Protestant, folglich kein Ire von Irland. Der große Satiriker Swift war Dekan der anglikanischen Patrickskathedrale in Dublin; dort liegt er begraben. Wenn ihm bei seinen Lebzeiten jemand gesagt hätte, er sei ein Ire, einer von der verachteten katholischen Pöbelrasse — er hätte sich sehr gekränkt gefühlt. Er war einer von der „protestantischen Garnison“, nach Irland gepflanzt, um dort Herr zu sein und in seinem Empfinden so wenig ein Ire, wie sein Gulliver in Liliput ein Liliputaner war. Und doch verehren ihn die Iren als ihren großen Dichter. Er konnte sich nicht helfen; er hat aus der verachteten irischen Luft ein irisches Temperament eingesogen, den spöttischen Sinn der Unterdrückten, die utopischen Träume der Geknechteten. Und er ist alt genug geworden, um schließlich auch noch ein berühmtes politisches Plaidoyer für das entrechtete Irland zu halten. Er hat die Iren hernach ruhig weiter verachtet. Aber er ist ein Ire gewesen, so wie Beethoven ein Deutscher war und kein Holländer, Nietzsche ein Deutscher und kein Pole, Dumas ein Franzose und kein Neger.

Ire und Protestant war der Herzog von Wellington, Ire und Protestant war Parnell, der größte parlamentarische Führer der irischen Nationalisten. Da nur sehr wenige echte Iren je zum evangelischen Glauben bekehrt worden sind, haben alle diese Männer englisches Blut in ihren Adern gehabt. Und so stammt auch der große Ire von heute, stammt unser lieber Dichter Bernard Shaw, von englischen Kolonisten ab — und ist ein Ire von Irland.

Er sagt es selbst in dem Buch, das er über die irische Kulturfrage geschrieben hat. So erzählt er von seinen Ahnen: „Meine Herkunft ist die Herkunft der meisten Engländer: ich habe nämlich von der kaufmännisch importierten nordspanischen Art, die für unverfälscht uririsch gilt, keinen einzigen Zug, sondern bin der echte typische Irländer der dänischen, normannischen, Cromwellschen und (selbstverständlich) schottischen Invasion. Aus Familientraditionen bin ich ein heftiger, hochmütiger Protestant; aber keine englische Regierung möge deswegen auf meine Untertanentreue rechnen: ich bin zur Genüge Engländer, um ein eingefleischter Republikaner und Homeruler zu sein. Freilich ist einer meiner Vorfahren Orangist gewesen; aber seine Schwester war dafür eine Äbtissin; und sein Onkel wurde — stolz sag' ich das — als Rebell gehängt.“ Und so ist auch Bernard Shaw ein geborener Rebell; daß er Neigung dazu hat, kommt von der irischen Luft; daß er Kraft dazu hat, kommt von dem englischen Blut. Vielleicht gerade, weil seine Ahnen englische Kolonisten waren, ist er heute die lauteste Stimme des alten Irentums; sein Organ dämpfen die alten keltischen Träume nicht.

Er sagt es ja selbst: die Rassenmischung ist in Irland so ziemlich dieselbe wie in England. Kelten hat es in England früher auch gegeben; Skandinavier, Angelsachsen, Normannen haben sich auch in Irland niedergelassen. Irisch ist nicht das Blut; irisch sind die Träume der Iren. Ein Irland mit dem kalten Verstand des englischen Nebellandes wäre England, nicht Irland.

„Aber mit dem Verstande ist es nichts in dieser weichen feuchten Luft, auf diesen weißen, quellenreichen Wegen, in diesen feuchten Binsen und braunen Torfmooren, in diesen dunklen Gehängen von Granitfelsen und rotem Heidekraut. Ihr habt am Himmel keine solchen Farben, keine solche Lockung in die Fernen, keine solchen Traurigkeiten an den Abenden. Oh, die Träume, die Träume! die qualvollen, herzversengenden, nie zu befriedigenden Träume, Träume, Träume, Träume! Keine Ausschweifung, die jemals einen Engländer brutal und gemein machte, kann ihm so seinen Wert und seine Tüchtigkeit aussaugen, wie diese Träume. Die Phantasie läßt den Irländer nie allein, überzeugt ihn nie, befriedigt ihn nie, aber sie ist schuld, daß er keiner Realität ins Antlitz sehen kann, noch mit ihr zu handeln, noch sie zu erobern vermag."

Diese Worte stehen in Shaws Komödie „John Bulls andere Insel". Es ist vielleicht das einzige bedeutendere Stück des Dichters, das auf keiner deutschen Bühne aufgeführt worden ist; in Buchform ist es (bei S. Fischer) in deutscher Sprache erschienen. Das gedruckte Stück hat ein langes, heftiges „Vorwort für Politiker". Das Stück ist mir lieber, ist stärker und

klarer. Hier hat ein Ire sein Irland aufgezeichnet. Das Vorwort ist so scharf und gescheit; es legt dar, inwiefern die gaelischen Bestrebungen eine romantische Spielerei sind und wie schädlich die katholische Klerisei ist. Im Stück kommt die alte keltische Mystik auch vor und hat zwei Beine und ist ein Mensch. Und die katholische Klerisei hat eine Nase im Gesicht, ist menschlich und kann daher nicht auf der ganzen Linie Unrecht haben. Und so ist es mit all den Problemen, die im Vorwort für Politiker so säuberlich auseinandergesetzt werden: in der Dichtung (für Menschen) werden sie vermenschlicht. Jetzt fühlt man sie mit. Hier hat ein Ire, der ein Dichter ist, als Dichter sein Wort über irische Probleme gesagt. Wer wagt es, an eine höhere Instanz zu appellieren?

„John Bulls andere Insel" mag ein schwaches Theaterstück sein, ist aber eine wunderbar feine Dichtung in der tieferen, volleren Art des jüngeren Bernard Shaw. Ich muß den Inhalt erzählen, eigentlich müßte man in jedem Buch über Irland das ganze Stück nachdrucken, so sehr ist Irland in diesem Stück.

Also da ist Broadbent; groß, mit Beefsteaks genährt, stupid, erfolgreich, phrasenhaft liberal — ein Engländer. Er will nach Irland fahren; er hat dort Geschäfte. Weil er aber doch so eine riskierte Entdeckungsreise in ein seltsames, fremdes Land nicht ganz ohne Führer unternehmen will, gedenkt er einen Iren mitzunehmen und findet einen furchtbar echten, der den prachtvollen Witzblattakzent spricht, im Handumdrehen eine halbe Flasche Whisky austrinkt, den echten irischen Mutterwitz, die Sentimentalität, Schäbigkeit, rote Haare und Nasenfarbe aller gedruckten

Iren besitzt und im übrigen nachher als geborener Schotte entlarvt wird. Der ihn entlarvt, ist selbst ein Ire, ist Larry Doyle, Zivilingenieur wie Broadbent und Broadbents Kompagnon. Ein Ire, der seit Jahrzehnten in London lebt, tüchtig ist wie nur ein Angelsachse und sich nicht erwischen läßt, wenn er von Irland träumt und einem gewissen Mädel, das er dort hat sitzen lassen. Sitzen lassen, weil er nämlich von all der irischen Träumereï loskommen wollte: „Damals hatte ich nur zwei Gedanken: erstens irgend etwas zu lernen, und zweitens Irland zu verlassen und dazu die Gelegenheit zu finden. Sie zählte nicht. Meine Gedanken über Nora waren romantisch, genau so wie über Byrons Heldinnen oder über den alten Turm von Rosscullen; aber sie zählte nicht mehr als diese.“ Nun, versteht man, drüben in der englischen Tüchtigkeit hat er in verlorenen, irischen Stunden ein bißchen weiter von Nora Reilly geträumt. Und jetzt, wo der Freund hinüberfährt und sie sehen wird, fährt Larry Doyle ja schließlich doch mit.

Na, und drüben im alten Rosscullen ist dann Irland. Nämlich der arme Patsy, der schwere Lasten trägt, eine wüste Angst vor gespenstischen Grashüpfern hat und vor seinem Pfarrer. Und der Pfarrer, der soweit ein guter, gemütlicher Herr ist, aber es ernstlich für eine Gotteslästerung hält, wenn ein Gemeindemitglied ihm in einer Wetterfrage zu widersprechen wagt. Und der alte Bauer, der mit seinen Händen einen Acker von Steinen gereinigt hat und nachher von einem englischen Landlord von diesem Acker weggejagt worden ist. Und andere brave Leute, die viel gelitten haben und unbändig stolz darauf sind und von nichts

anderem reden. Und die gute, gemütliche irische Tante. Und Nora, die träumerische Spaziergänge zum alten Turm macht und seit achtzehn Jahren auf ihren Larry wartet. Und Keegan, der sanfte, melancholische Phantast, der zu religiös war, um Priester bleiben zu können. Und das ganze verträumte Land. Da ist es und wartet. Es braucht neue Männer; ein Abgeordnetenmandat ist frei. Da kommt Larry Doyle, der neue Ire, da kommt Tom Broadbent, der joviale Brite mit der liberalen Suada. Und Larry Doyle spricht zu den Iren: Seid doch nicht so irisch. Erstens, helft dem armen Patsy. Daß Ihr Patsy so ausbeutet! Habt Ihr kleinen Leute die Äcker, von denen der harte Grundherr Euch einst vertrieb, jetzt endlich kaufen können? Na, das wird Patsy nicht viel helfen und Euch armen Schluckern auch nicht, nicht Dir, kleiner Bauer Mat Haffigan. „Soll Irland niemals eine Möglichkeit haben? Erst besaßen es die Reichen; und jetzt, wo sie sich an Irlands Fleisch gemästet haben, sollen ihre Knochen jenen Armen vorgeworfen werden, die nichts anderes tun können, als Irland nun noch das Mark aus den Knochen saugen. Wenn wir's nicht haben können, daß das Land Ehrenmännern gehört, dann soll es wenigstens tüchtigen Männern gehören. Wenn wir keine tüchtigen Männer haben können, wollen wir wenigstens Männer mit Kapital haben. Jeder ist besser als Mat, der weder Ehre, noch Tüchtigkeit, noch Kapital, noch etwas anderes als bloße brutale Arbeit und Habgier besitzt, Gott helfe ihm!“ Das sagt der Ire Larry Doyle, und er sagt noch: „Einerlei, wir Irländer waren niemals geschaffen, Farmer zu sein und werden als solche nie-

mals etwas leisten. Wir sind wie die Juden: der Allmächtige gab uns Gehirne und hieß uns die bewirtschaften und die Scholle samt ihren Würmern lassen, was sie sind."

Oh, wie wahr: der Ire Larry Doyle räsonniert so überaus klug — und unterdessen holt sich der stupide Engländer Tom Broadbent das Mandat. Dem fällt es nicht ein, Wählern zu sagen, was zu hören ihnen nicht angenehm ist. Er redet sofort von den großen Grundsätzen der liberalen Partei und daß mit ihrer Hilfe „eine irische Gesetzgebung noch einmal auferstehen wird auf College Greens smaragdgrüner Wiesenflur", und daß dann alles, alles gut sein wird und daß der Herr Pfarrer nur ruhig sein mag, man wird ihm seine ganze Macht schon lassen, und daß der lokale Kricket-Klub von Rosscullen gefördert werden soll. — Was, man spielt hier nicht Kricket? Dann eben ein anderer Sport. Und wenn der geschätzte Wähler Haffigan sein Schwein nach Hause befördert haben will, wird es dem Kandidaten eine Ehre sein, das Schwein in seinem Auto hinzufahren.

Ab. Hinter ihm beifälliges Murmeln. Der Pfarrer sagt milde: „Na, viel Verstand hat er nicht, Gott helfe ihm; aber was das betrifft, unser augenblicklicher Abgeordneter hat auch keinen."

Eben deshalb: Verstand gibt es in Irland zu viel, Energie zu wenig. Was tut's, daß das Schwein in Toms Auto sich ebenso lächerlich aufführt, wie Tom in der Wählerversammlung, und daß das Auto in Stücke geht und ganz Rosscullen sich schief lacht? Einen Iren würden die Iren zu Tode lachen; der Engländer redet sich aus der blamablen Situation

schon heraus; Tante Judy schwingt begeistert ihren Strickstrumpf und schreit „hip hip hurrah!“ und Rosscullen hat einen neuen Abgeordneten, der keineswegs Larry Doyle heißt. So ganz tüchtig ist dieser anglisierte Ire doch noch nicht geworden. Zum Beispiel spricht er immer an seiner romantisch erträumten Nora vorbei und sie an ihm. Sie ist eine Irin; sie weint. Wie sie das tut, steht mit entzückender Unbefangenheit Tom Broadbent neben ihr und sagt: „Weinen Sie an meiner Brust: der einzige annehmbare Ort, wo eine Frau weinen soll, ist die Brust eines Mannes, eines wirklichen Mannes, eines wirklichen Freundes. Eine gute, breite Brust, wie? Volle 42 Zentimeter — —“ Was soll Nora tun? Sie tut's. Gleich sagt ihr Tom, mitten in dem ersten Verlobungsjubel, sie möge doch einflußreiche Wähler besuchen gehen. Mit einer Ruhe, Sicherheit und Dummheit erobert sich dieser Prachtkerl alles, was er will. Er ist ein Engländer. Larry Doyle mag (wie Bernard Shaw) gegen alles Irische sein. Er ist (wie Bernard Shaw) ja doch ein irischer Träumer.

Oh, aber es wird schon werden mit Larry Doyle. Er fängt schon an, von realen, tüchtigen Dingen zu träumen, während sein Vater noch von den alten irischen Königen träumt. „Mein Vater“, sagt Larry Doyle, „will den Sankt Georgs-Kanal zu einer Grenze machen und eine grüne Fahne auf College-Green hissen; und ich möchte Galway auf drei Stunden an Colchester und auf vierundzwanzig Stunden an New-York gerückt haben. Ich möchte Irland zu dem Gehirn und der Phantasie eines großen Gemeinwesens machen und nicht zu einer Robinson-Crusoe-Insel.“

Ein Ire ist er doch; er träumt jetzt von Energie. Indessen, ist nicht Tom Broadbent sein Kompagnon? Der weiß schon, was er mit Rosscullen, Irland, vor hat: Money! Schon gründet er ein Syndikat und Larry Doyle macht mit. In Rosscullen wird ein Hotel eingerichtet werden, mit Golflinks natürlich. Auf dem stillen Fluß wird ein Motorboot verkehren.

„Wenn es nur den Angelus nicht übertönt!" sagt Keegan, der alte Schwärmer.

„Oh nein," beruhigt ihn Broadbent, „das wird es nicht, nicht die geringste Gefahr. Sie wissen doch, daß eine Kirchenglocke einen teuflischen Lärm machen kann, wenn sie will." Oh, die alten Kirchenglocken werden sogar im Hotelprospekt stehen. Auch wird Tom Broadbent Geld ins Land bringen, eine Bibliothek gründen, Schulen, einen Kricket-Klub. Und der uralte runde Turm wird gründlich renoviert werden. Die Iren werden das Spiel schon mitspielen, denn das Syndikat wird ihnen Geld pumpen. Und mögen sie nicht, dann können sie ja auswandern. Ja, Tom Broadbent hat viel Vertrauen zu Irland. Keegan aber, der mild wahnsinnige priesterliche Schwärmer spricht:

„Und wir haben keins; nur leeren Enthusiasmus und Patriotismus und leere Erinnerungen und Klagen. — — Eine Insel von Träumern, die in Ihren Händen erwachen; eine Insel von Kritikern und Feiglingen, die Sie kaufen und für Ihren eigenen Gebrauch zähmen können."

Und weiter: „Ihr werdet Haffigan sehr tüchtig nach Amerika jagen, Ihr werdet für Barney Dorans faules Mundwerk und widerhaariges Temperament eine Beschäftigung finden, indem Ihr ihn sehr tüchtig als

Sklavenhalter Eurer Arbeit anstellen werdet; und, wenn dieses arme und verzweifelte Stück Erde schließlich eine geschäftige Mine sein wird, in der wir alle Sklaven werden, um für Euch Geld zu machen, wobei unser Polytechnikum uns lehren wird, wie wir das tüchtig machen, unsere Bibliothek uns die wenigen Illusionen rauben wird, die uns unsere Schenken noch lassen, wenn es in unserem restaurierten runden Turm, der gegen ein Eintrittsgeld von sechs Pennys besichtigt werden kann, Erfrischungen und Mutoskope geben wird, um ihn interessant zu machen, dann werden Eure englischen und amerikanischen Aktionäre all das Geld, das wir für sie machen, sehr tüchtig durch Schießen und Jagen, durch Krebs- und Blinddarmoperationen, in Spiel und Schwelgerei verschwenden und Ihr werdet, was sie übrig lassen, zu neuen Landerwerbungsplänen verwenden. Vier verfluchte Jahrhunderte lang hat die Welt diesen törichten Traum der Tüchtigkeit geträumt; und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Aber das Ende wird kommen."

Das sagt ein irischer Träumer; der tüchtig gewordene anglisierte Ire Larry Doyle steht daneben und wird wild; der gute Engländer Broadbent aber ist aufrichtig gerührt, wie immer, wenn er moralische Worte gehört hat. Er wischt eine Träne aus den Augen und sagt: „Ich fühle mich Keegan aufrichtig verpflichtet; er hat mich fühlen lassen, daß ich besser geworden bin, entschieden besser. Ich fühle jetzt, wie ich es noch nie gefühlt habe, daß ich recht daran tue, mein Leben der Sache Irlands zu weihen. Komm mit und hilf mir, den Platz für das Hotel auszusuchen."

Vorhang. Das ist Bernard Shaws irisches Stück.

Und es läßt sich über Irland kaum etwas Besseres und Tieferes sagen. Es ist doch eine wunderbare Sache um das Dichten! Derselbe Bernard Shaw schreibt zu seiner Dichtung eine Vorrede — sie hat recht oder sie hat nicht recht, sie schilt die Engländer und die katholischen Pfaffen, sie streitet tüchtig für Homerule und gegen den Militarismus — derselbe Bernard Shaw setzt diese parteieifrige Vorrede vor ein Stück, in dem alle Parteien recht haben, da sie alle aus Menschen bestehen. Welche von den Personen spricht aus Bernard Shaws Herzen? Der tüchtige Engländer? Der kluge anglisierte Ire? Der fromme Träumer?

Immer spricht für einen Dichter ein Träumer. Vorreden sind etwas anderes. Die Vorrede zu „John Bulls andere Insel“ hat Larry Doyle geschrieben, das Stück ist von Keegan. Bernard Shaw ist beides. Er ist der Ire von heute.

DER BOYNE-FLUSS.

Wenn man von Dublin nach Belfast will, vom irischen Irland in jenes schottisch-puritanische Irland des Nordens, muß man über einen unbedeutenden kleinen Fluß. Er heißt Boyne und wenn man sehr gelehrt sein will, kann man ihn den irischen Rubikon nennen. Denn hier fiel einmal die Entscheidung über Irlands Schicksal.

Will ich eigentlich sehr gelehrt sein? Keine Ahnung; ich will nach Belfast fahren. Aber die Fahrt nach Belfast ist nicht sehr lang; es wird gut sein, den Tag irgendwie unterwegs zu vertrödeln. Es ist fürchterlich, in einer ganz fremden Stadt anzukommen und noch einen Teil des Tages vor sich zu haben. Es ist auch fürchterlich, in einer noch nicht sehr vertrauten Stadt herumzugehen und fortwährend auf die Uhr zu schauen, ob der Zug noch nicht bald geht. Früh wegfahren und abends ankommen, das ist das einzig Richtige. Aber dazu fahren im kleinen Irland die Eisenbahnzüge zu schnell, obwohl sie auch gottsjämmerlich langsam fahren können.

Kurz, es gilt einen Tag unterwegs zu verbummeln. Und da gibt es nichts so Geeignetes, wie eine historische Stätte, wie ein Schlachtfeld. Es ist direkt übermenschlich gebildet, aus einem Schnellzug auszusteigen und ein Schlachtfeld zu besuchen. Es ist löblich. Und

vielleicht ist das Schlachtfeld gar schön grün bewachsen und man kann, zwischen einer irischen Großstadt und einer anderen, zwischen Homerule und dem Ulsterproblem, ein bißchen auf einer Wiese am Ufer eines Flusses im besonnten Grase liegen, weil es doch Sommer ist. Nur die nötige Courage muß man dazu haben, mitten in einer sehr gebildeten Reise.

Also ich steige in Drogheda aus und lasse mein Gepäck auf dem Bahnhof. Ich sehe schon, die übliche irische Kleinstadt an der Flußmündung, mit einer Hauptstraße versehen und sehr viel Geschichte. Ich könnte durch die Stadt gehen, ich kann aber auch hinten herum gehen, und so gehe ich hinten herum. Ein Stück Landstraße zwischen grünen Hecken, dann ein Fußweg im hohen Uferschilf. Neben mir der Fluß, vor mir ein Tal, das lächelt. Ganz im Hintergrund eine helle Spitze: der Obelisk. Es muß unbedingt ein Obelisk hier zwischen den Feldern und Wiesen stehen, sonst wäre es keine richtige historische Stätte.

Das ist wunderbar, im Sonnenlicht neben einem kleinen Fluß dahingehen. Eine Landschaft schlürfen, die keinen besonders schönen Punkt hat, sondern schöne Flächen und Linien. Das gibt es in Irland: das restlos Grüne. Jetzt gehört noch etwas dazu, nämlich ein freundliches Gespräch oder, wenn man allein spazieren geht, ein recht gutes Buch langsam im Gehen zu lesen. Dies, damit man nicht in die Gefahr kommt, die Landschaft fortwährend anzusehen und sich zuzurufen: Der schöne Ausblick! Sieh, dort hinten der Rauch über den Fabrikschloten von Drogheda! Oder: Ha, die gelben Lupinen!

Sondern man muß all diese Punkte zu Linien und

Flächen verbinden, indem man nicht zu sehr auf sie achtet. Das touristische Bewußtsein abstellen, sich in der Landschaft so benehmen, als würde man sie schon bis zum Überdruß kennen. Nicht fremd tun dem Fremden gegenüber. Also ein Buch aus der Tasche ziehen.

In meiner Tasche habe ich den zweiten Band von Lord Macaulays „History of England". Gott, so ganz zufällig fische ich ihn ja jetzt nicht aus der Büchertasche; ich weiß schon, daß etwas über die Schlacht am Boynefluß darin stehen wird. Ich habe sogar absichtlich nicht weitergelesen, als es so weit war, daß in dem Buche die Schlacht am Boyne losgehen konnte. Und es war schmerzhaft, nicht weiterzulesen, denn dieses historische Werk ist ein ganz aufregendes Buch, das man nur so frißt. Ich habe fast eine ganze Nacht lang das elektrische Licht nicht abgeknipst, um rasch zu erfahren, wie die Umwandlung der alten Währung in die neue damals vor sich ging. Ein ungeheuer spannendes Thema, nicht? Nun, eines der größten Menschheitsgenies, Sir Isaac Newton, hat es der Mühe wert gefunden, diesem Thema einen wichtigen Teil seines Lebens zu widmen; wenn dann noch ein Dichter wie Macaulay das erzählt, ist es schon einigermaßen der Mühe wert, zuzuhören.

Ich ziehe den roten Everyman-Band aus der Tasche. Es ist sehr abgeschmackt, auf einem Schlachtfeld die Geschichte einer Schlacht anders zu lesen, als im Reisehandbuch. Ich weiß es: ich beschließe, Macaulay nicht zu einem Reisehandbuch zu degradieren. Also nein, ich gehe jetzt an einem beliebigen Flußufer spazieren und lese, weil es mir zufällig so paßt, den zweiten Band von Macaulays Geschichte. Gut, die

Armee Wilhelms von Oranien marschiert von Norden her gegen den Stuart James, der sich nach der Revolution nach Irland geflüchtet hat und jetzt mit den irischen Katholiken am Boyne steht. (Ich stehe nicht am Boyne; dieser Fluß neben mir hat keinen Namen, sondern ist anmutig.)

Trara, Fanfaren, die evangelische Armee marschiert in drei Kolonnen: Wilhelms Holländer neben englischen Whigs, Brandenburgern, Schweden, Hugenotten, alles, was der dreißigjährige Krieg in Europa noch protestantisch gelassen hat. In einer besonderen Gruppe die Freiwilligen von Ulster, die Leute von Londonderry, Enniskillen, Belfast, die puritanischen Kolonisten, die geborenen Todfeinde des Irentums. Da stehen sie jetzt am 30. Juni 1691 am Boyne. — Ich lese: „Vor ihnen lag ein Tal, jetzt so reich und heiter, daß der Engländer, der es anblickt, sich in einem der am meisten begünstigten Teile seiner eigenen so sehr begünstigten Heimat wähnen kann. Weizenfelder, Waldzüge, Wiesen, bunt von Gretchenblumen und Klee, fallen sanft zum Rand des Boyne hinab. Dieser klare und ruhige Strom, die Grenze der Grafschaften Louth und Meath, ist schon viele Meilen zwischen grünenden Ufern dahingeflossen, auf denen sich moderne Schlösser erheben und die verfallenen Burgen alter Normannenbarone, und wird sich nun gleich mit der See vermengen. Fünf Meilen westlich von der Stelle, von wo Wilhelm auf den Fluß niedersah, steht nun, auf einer grünen Uferbank inmitten edler Wälder Schloß Slane, der Sitz des Markgrafen von Conyngham. Zwei Meilen gegen Ost hängt eine Rauchwolke von Fabriken und Dampfschiffen über der geschäftigen

Stadt und dem Hafen von Drogheda. Auf der Meath-Seite des Boyne steigt das Gelände, auch hier ganz voll Korn, Gras, Blumen und Laub, in sanftem Anstieg zu einer Höhe empor, auf der eine stattliche Gruppe von Eschen die zerstörte Kirche und den verlassenen Friedhof von Donore beschattet."

Also dort drüben auf der Höhe wehte die Flagge der Stuarts und der Bourbonen. Dort standen die Zelte der Iren und der französischen Hilfstruppen. Dort rechts — —

Ach so, ich gehe ja an einem ixbeliebigen Fluß spazieren. Ich halte es ja für abgeschmackt zu „Stätten" zu pilgern; ich genieße einfach einen Sommertag.

Und ein heiliges Donnerwetter noch einmal! Hübsch weit bringt man es in einem literarischen Beruf: man schämt sich nachgerade jeder geistigen Regung, wie man sich aus Angst vor Sentimentalität jedes gesunden Gefühles schämt. Also nein, ich gebe das blödsinnige Versteckspiel auf. Ich erkläre feierlich: das ist nicht ein Fluß, sondern der Boynefluß, der irische Rubikon. Und ich interessiere mich für eine große historische Begebenheit und wer sich nicht mit mir interessiert, dem kann ich nicht helfen.

Ich klappe das Buch zu und gehe justament direkt zu der Brücke, zu dem steinernen Obelisken. Der Obelisk steht an der Stelle, wo Wilhelm frühstückte und fast erschossen worden wäre. Woraus sich ergibt, daß die Stelle zum Frühstücken geeignet sein muß. Ich setze mich in das Gras der Böschung und tue es. Neben mir liegt das rote Buch. Manchmal lese ich schnell eine Seite, dann blicke ich wieder um mich und suche die Seite möglichst zu erleben.

Also ein reizender kleiner Fluß; am rechten Ufer das grüne Irland, am linken Ufer das grüne Irland. Am rechten Ufer wohnen lauter Leute, die sich zu bekreuzigen pflegen und von guten alten irischen Königen abstammen. Die alten englischen Könige hingegen waren nicht gut zu ihnen, besonders, seit sie sich ihrerseits nicht mehr zu bekreuzigen pflegten, sondern das Prayer-Book statt des lateinischen Meßbuches favorisierten. Auf einmal kommt ein englischer König, der sich wieder bekreuzigt und er ist, was er auch sonst sein mag, gut zu den Iren von Irland. Nicht zuletzt aus dem Grunde (aber hauptsächlich, weil er ein Schwachkopf und arroganter Gottes-Gnaden-Tyrann ist) jagen ihn die Engländer davon und holen sich einen neuen König aus Holland. Der alte König fährt nach Irland und bringt eine katholische Armee aus Frankreich mit. Die Iren haben ganz auf einmal, was sie brauchen: einen katholischen König für sich allein. Seit Brian Boroimhe ist es dem Land nicht mehr so gut gegangen. Das Parlament von Dublin wird toll vor Entzücken. Es schafft die Gesetze der englischen Unterdrücker ab, es baut ein Irland.

Aber der Boynefluß hat zwei Ufer. Am linken, eigentlich nicht direkt am Ufer, sondern weiter im Norden, wohnen Leute, die kein Kreuz schlagen und überhaupt keine Iren sind, sondern Fremdlinge. Sie sind gegen den alten König und für die alten Gesetze. Um sie wogt ein empörtes Land; die gewaltige Majorität stürzt sich auf die isolierte Minorität. Aber die Minorität besteht aus Engländern; aus wundervollen Räubern, die eben begonnen haben, die Welt zu erobern. Die Majorität besteht aus Iren, die nichts können

als leiden und schwermütig sein. Da halten sich in Enniskillen und Londonderry winzige Scharen gegen ein ganzes Land und eine Armee Ludwig des Vierzehnten; da wird Irland mit den verstreuten englischen Menscheninseln nicht fertig. Es kommt ein Schiff und zerbricht die Barrikade, die den Hafen von Londonderry absperren sollte: es kommt plötzlich eine ganze Armee und der neue König an der Spitze. Dieser zähe Oranier, der neue König, hat sein Leben lang das protestantische Europa gegen Rom und die Franzosen organisiert. Jetzt wird er an der Spitze von protestantischen Europäern aller Nationen die Entscheidung erzwingen, ob Irland ein Land protestantischer Herren, eine englische Beute sein wird, oder ein katholischer Vasallenstaat Ludwigs, eine ewige Drohung für England und das Werk der Reformation. Die beiden Armeen marschieren auf.

Und Irlands Träumer, haben sie da ihrer alten Sagen gedacht? Hier am Boyne, wo Bruga ragte, des Zauberes Angus Palast? Haben sie der Heldenschar Fins gedacht, und wie sie einst die Furt verteidigten, fremde Landfeinde abzuwehren? Festgebannt saß Fin Mac Coul im Palaste Midacs, des Verräters; böser Zauber hielt ihn und die treuen Gefährten wehrlos fest; schon setzte das fremde Heer über den Fluß, um die hilflosen Helden zu schlachten. Aber die Feni, Fins Reckengefolgschaft, sandte Späher aus, den Verbleib des Führers zu erkunden. Und einer der Späher nach dem anderen hört die Stimme des Festgebannten aus dem Zauberpalast hervorklingen und stürzt zu der Furt und sperrt sie mit Schwert und Schild, bis der nächste Gefährte naht. Dermat O'Dyna aber vom

hellen Gesicht (schlecht hat es ihm Fin später bezahlt, als er ihn durch Erin dahinhetzte, der Königstochter Grania wegen, mit der er entflohen), Dermat schlug die drei fremden Könige vom Eiland der Ströme und träufelte ihr Blut in den verzauberten Saal. Da waren Fin und die Gefährten vom Bann erlöst, wenn auch die alte Kraft nicht gleich in ihren Gliedern war. Bis zum Morgen verteidigte Dermat O'Dyna die Furt; dann wich die Schwäche von Fin und den Feni und keiner vom fremden Heere entrann. Frei war Irland.

Wenn im Jahre 1691 die Iren von ihren alten Sagen geträumt haben, dann war es ein leerer Traum. Schlecht wahrten die Enkel Dermats die Furt, schlecht schützten sie den hilflosen König, den wirklich ein lähmender Zauber um alle Kraft gebracht zu haben schien. Am Ufer des Boyne stand James Stuart; drüben umringten Fremde den fremden König. Tot war Dermat O'Dyna vom hellen Gesicht; faseln konnten die Iren von ihm, aber nicht seine Taten tun.

König gegen König. Dazwischen träge und friedlich der Fluß. Ein König muß durch den Boyne, um mit dem anderen König zu kämpfen. Da springt Wilhelm in den Fluß; da sieht es James und läuft schändlich davon. Die irische Armee ist ein unorganisierter Haufen von freigelassenen Sklaven. Und steht gegen den größten Kriegsorganisator der Zeit. Die irische Armee läuft auch. Alle zusammen benehmen sich wie üble Feiglinge; der militärische Ruf der Nation ist vernichtet. Dabei treten dieselben Feiglinge vom Boyne Mann für Mann später im Exil in fremde Kriegsdienste und schlagen sich nach einem guten, strengen Drill in der ganzen Welt bewundernswert.

Das französische Detachement kann die Katastrophe nicht verhindern. Ein irischer Soldat ruft seinem englischen Verfolger zu: „Tauschen wir unsere beiden Könige und fechten wir es noch einmal aus.“ Als James nach Dublin zurückkam, sagte er der Lady Tyrconnel: „Ihre Landsleute, Madame, die Iren, können sehr schnell laufen, das muß ich gestehen.“ „In dieser wie in jeder anderen Beziehung“, sagte Lady Tyrconnel, „übertrifft Euere Majestät Ihre Untertanen, denn Sie haben ja das Wettrennen gewonnen.“

Das war die Schlacht am Boyne, die letzte Entscheidungsschlacht zwischen einer eminent tüchtigen und einer eminent untüchtigen Nation. Nie war eine Entscheidungsschlacht schneller aus; selten war eine so entscheidend.

Ich klappe das Buch zu und sehe um mich. Rechts das irische Irland, das Land, das damals und seither nicht irisch werden konnte, so daß das Wort irisch heute nur etwas bedeutet, was die Iren zu ihrer Wehmut gar nicht sind. Links (aber weiter hinten) das englische Irland; die Leute, die damals gesiegt haben und noch heute von nichts anderem reden. Dazwischen der Fluß, harmlos, nett, seicht. Wilhelm konnte durchwaten, kein Dermat O'Dyna sperrte wehrhaft die Furt, der Fluß schützte sein Land nicht. Freilich trank er das Blut des deutschen Generals Schomberg, aber welcher Fluß auf Erden hätte nicht das Blut eines Deutschen geschluckt, der für das englische Weltreich gefallen ist? Jetzt tut der Fluß so, als wäre nichts vorgefallen; er ist wirklich ixbeliebig. Ich kann, wie ich ihn da so fließen sehe, ohne weitere Rührung aufstehen und nach Drogheda zurückgehen, weil der Mensch doch

auch zu Mittag essen muß. (Was in einer irischen Provinzstadt eher eine lästige Pflicht ist.)

Und ich weiß doch: wenn der Boyne tiefer gewesen wäre und wäre König Wilhelm in seinem Bett ausgerutscht und wäre König James kein Schwachkopf gewesen und wären die Iren tüchtig wie die Engländer — dann würde ich jetzt im Gasthof zu Drogheda einen anderen Fraß bekommen, vielleicht nicht besser, aber anders, nämlich irisch. So ist Irland ein Land ohne Nationalspeisen, ein Land mit fremder Küche und mit fremden Köchen darin, ein Land, durch dessen Grenzflüsse Fremde waten konnten. Deswegen ist Irland das, was es ist, genau dasselbige.

Zwei Flüsse bedeuten Irland. Der Shannon und der Boyne. Die irischen Iren blicken gerührt auf den Shannon und erzählen sich was Schönes von Brian Boroimhe. Die anderen, die nichtirischen Iren, die Ulsterleute, zu denen ich jetzt fahre, spucken auf den Shannon und lieben den Boyne. Diesem phlegmatischen Fluß ist es eigentlich egal; er fließt friedlich zwischen Gerechten und Ungerechten. An seinen Ufern liegt eine Stätte; es wächst aber gewöhnliches Gras darauf. Das Gras und das Flußwasser haben keinen historischen Sinn. Aber es gibt andere reale Dinge, die historischen Sinn haben. Tausend praktische Wirklichkeiten in Irland wird der Tourist nicht verstehen, wenn er den Boynefluß nicht begriffen hat.

Auch war die Sonne lau und es lag sich wunderbar im Grase.

DAS
VERLORENE BILLETT.

Ich ging auf dem Bahnhof von Drogheda durch die Sperre und ließ mein Billett knipsen und dachte entweder an die Schlacht am Boynefluß oder an das miserable Mittagessen oder an sonst etwas, jedenfalls nicht sehr intensiv an mein Billett. Ein netter Träger trug meinen Koffer. Da kam schon der Schnellzug und hielt. Der Träger schubste meinen Koffer in einen Wagen. Da sah ich, daß ich mein Billett nicht hatte und sagte das dem Träger. Der Träger hatte sein Trinkgeld schon und sah die Welt optimistisch: „Ach was, Sie werden es schon irgendwo haben.“ Schwups stieß er mich in den Wagen hinein und machte die Türe zu.

Ich saß zwischen einem breiten, gesunden Irländer und einer dunklen, jungen Dame von französischem Typ. Ich griff in meine vier Westentaschen und fand die Fahrkarte nicht; es war aber eine Rundreisekarte durch Nordirland, am gleichen Tage in Dublin gelöst. Etwas teuer, schade. Aber ich habe mehr Taschen. Ich greife in jede und finde nichts.

Ich lehne mich zurück und genieße ein kleines Gruseln. Vor fünf Minuten war ich ein braver Tourist, der soeben auf die löblichste Weise ein Schlachtfeld besichtigt hat und nun weiterfährt. Jetzt bin ich ein

Verbrecher, der ohne Fahrkarte in einem Schnellzug sitzt; vielleicht wird man nach irischem Gesetz dafür geköpft. In Preußen wird man. Wahrscheinlich wenigstens; dort habe ich es aber noch nicht probiert, eine Fahrkarte zu verlieren, dazu ist mein Respekt vor Preußen zu groß. Hingegen in Irland werde ich eben die Strafe erleiden, vorher aber noch ein bißchen aus dem Kupeefenster sehen, denn dazu und nicht zum Geköpftwerden bin ich eigentlich in Irland.

Der irische Herr neben mir hat mich beobachtet und sagt, ich müsse im Portemonnaie nachsehen; seine Fahrkarten verirrten sich immer ins Portemonnaie. Ich weiß bestimmt, daß meine Fahrkarten diese Gewohnheit nicht haben, danke aber für den Rat und sehe nach. Die Fahrkarte ist natürlich in der weiten Einsamkeit meines Portemonnaies nicht vorhanden.

„Peut-être dans votre portefeuille, monsieur!“ sagt die französisch dunkle Dame neben mir, und ich erkenne daran, daß sie keineswegs eine Französin ist.

Ich weiß, daß ich meine Brieftasche seit Dublin nicht aus dem Rock gezogen habe, bin aber gottergeben und höflich und nehme sie hervor. Das ganze Kupee starrt auf meine Brieftasche. Der irische Herr besteht darauf, daß ich Blatt für Blatt herausnehme und entfalte, ob sich die Karte nicht hinein verkrochen hat. Die dunkle Dame macht mich aufmerksam, daß ich das eine Fach der Brieftasche noch nicht revidiert habe; vielleicht erwartet sie, daß interessante Photographien darin stecken.

Ich sage: „Futsch!“ (So gut ich das auf englisch sagen kann.)

„Sehen Sie unter dem Sitz nach!“ sagt der irische Herr, und ich muß hinunterkriechen.

Station Dundalk. Ein Stationsbeamter reißt die Türe auf. In Irland pflegt nicht ein mitreisender Schaffner die Billette zu knipsen, sondern in jeder Station von neuem ein Beamter der Station, was in die Langeweile des Aufenthalts ein wenig Emotion hereinbringt. Diesmal ist die Emotion sehr groß. Das ganze Kupee ist in angeregter Stimmung. „Der Gentleman hat die Fahrkarte verloren“, sagt die Dame und sieht den Beamten an, daß er gleich sieht, wie bedauernswert dieses Schicksal eines armen Reisenden ist. „Man muß sofort nach Drogheda telephonieren“, sagt der irische Herr. „Suchen Sie die Karte“, sagte der Beamte. „Vielleicht ist sie im Portemonnaie.“ „Abfahrt,“ sagte der Stationschef.

Station Newry. Ich bin das Ereignis des Zuges. „Sehen Sie in der Brieftasche nach,“ sagt der Stationsbeamte. „Ich gehe telephonieren,“ sagt der irische Herr. „Geben Sie mir rasch drei Schilling.“ Er stürzt fort. Ich sage dem Beamten, er möge mich doch (zum Teufel!) schon köpfen. Oder nachzahlen lassen, nur Ruhe will ich haben und zum Fenster hinaussehen können. Nie wieder im Leben werde ich erfahren, wie Newry, Grafschaft Armagh, aussieht, wenn ich es nicht jetzt erfahre.

„Haben Sie schon unter dem Sitz nachgesehen?“ fragt der Beamte erbarmungslos. Da rückt der Zug an, ohne daß der irische Herr mit meinen drei Schillingen wieder erschienen wäre.

Ich will endlich zum Fenster hinaussehen. Das Land hier ist schon Ulster. Es scheint hier bessere

Felder zu geben, als im anderen Irland, und bei weitem nettere Bauernhäuser. „Vielleicht wird man die Karte in Drogheda doch finden“, tröstete mich die dunkle Dame. „Oder kann sie nicht in Ihre Rockfalte gerutscht sein? Sind Ihre Taschen etwa zerrissen?“

Und sieht aus, als ob sie bereit wäre, mir die Löcher meines Taschenfutters zu stopfen.

Station Tanderagee. Der Stationsbeamte reißt die Tür auf, interessiert sich für mein Portemonnaie und meine Brieftasche. Ich sage, ich wolle Strafe zahlen und basta. Er sagt, ich solle mich in Belfast beim Stationschef melden. Bis dahin wird also auf jeder Station je ein Beamter triumphierend vermuten, die Karte stecke im Portemonnaie, in der Brieftasche oder unter dem Sitz; es muß ein irischer Nationalaberglaube sein. Jetzt, bevor der Zug mich auf ewig aus Tanderagee entführt, kommt keuchend der irische Herr angestürzt; er mußte vorhin rasch in den nächsten Wagen einsteigen; fast hätte er den Zug versäumt, so lange hat er für meine drei Schillinge telephoniert. Ganz Drogheda ist schon in Bewegung, man sucht meine Fahrkarte. Ich habe den Eindruck: wenn ich noch drei Schillinge vorstrecke, telephoniert der Herr an den Vizekönig in Dublin, er möge die Garnison auf das Schlachtfeld am Boyne schicken und dort meine verlorene Fahrkarte suchen lassen.

In Moira soll der Lough Neagh auftauchen, der riesige nordirische Binnensee. Aber wie kann er auftauchen, wenn an der betreffenden Seite ein Bahnbeamter die Tür verstellt und gar nicht begreifen kann, wieso die Fahrkarte nicht unter meinem Sitz liegt. Das pflegen Fahrkarten doch!

Kurz, weil ich mein Billett verloren habe, kann ich das Land nicht sehen. Nur die Leute lerne ich als das kennen, was sie sind: sehr nett, sehr hilfsbereit, etwas geschwätzig und der Ansicht, daß jeder Fremde ein Idiot ist, den man sorglich betreuen muß. Preußischen Mitreisenden wären meine Billettschmerzen schnuppe gewesen. Preußische Bahnbeamte hätten mich als einen Schwerverbrecher behandelt, aber nur einmal; nach der Strafexekution hätte ich wieder aus dem Fenster sehen können, insoweit das Hinausbeugen nicht bei Strafe verboten ist. Hier ist alles teilnahmsvoll, sofern die Teilnahme einen guten Gesprächsstoff abgibt, und Reglements werden nicht blutig ernst genommen.

Der Zug hält in Belfast und meine Mitreisenden verschwinden. Ich verlasse das Kupee mit dem Gedanken eines armen Sünders. Jetzt kommt also ein Verhör im Stationsbureau. Jetzt werde ich nachbezahlen. Aber ich sehe, daß ich gar keine Sperre zu passieren habe; wie auf den Londoner Bahnhöfen geht der Bahnsteig ohne weitere Umstände in die Straße über; drei Schritte vom Zug stehen die Droschken. Ich brauche bloß dem Kutscher zu winken und entrinne der Nemesis.

Und jetzt kommt ein ungeheuer moralischer Schluß dieser wahren Geschichte. Ich sage mir: wenn die Leute anständig sind, bin ich auch anständig. Niemand hat mich angeschnauzt, niemand hat mich als Verbrecher behandelt. Also gerade deswegen gehe ich jetzt zum Stationsvorstand und zahle freiwillig nach, schon damit ich meinen Denkzettel habe und nächstens auf mein Billett besser achtgebe.

Also ich gehe zum Stationsvorstand.

„Aha,“ sagt der Stationsvorstand, „ich weiß schon. Man hat mir soeben aus Drogheda telephoniert; Ihr Rundreisebillett ist auf dem Bahnsteig gefunden worden. Sie können sich's morgen abholen.“

Es war ein Triumph der Tugend. Seit Irland steht, ist noch keine so hohe Tugend so belohnt worden. Ich war mit diesem lieben, unbureaukratischen Irland zufrieden und Irland mit mir.

DER NEUE ANZUG.

Ich war in Belfast; es ist eine Stadt, die direkt aus dem Mond auf Irland heruntergefallen ist, aus einem durchaus englischen Mond. Es ist grotesk, aber es muß gesagt werden: die Straßen von Belfast sind nicht schmutzig. Auch gibt es gar keine Verbindung zwischen Belfast und alten irischen Königen; der Ort war eine englische Kolonie von jeher. Eine Festung der „protestantischen Garnison“ von Irland. Und sieht jetzt nicht irischer aus als Kapstadt oder Sidney. (Ich kenne diese Städte nicht, aber kann mir sie vorstellen; ich kann mir jede britische Kolonialstadt vorstellen.)

Also da wäre zu bemerken das Rathaus im viktorianischen Stil. Was geht mich eigentlich das Rathaus von Belfast an? Herrgott, mache ich eine Reise oder nicht? Ich wünsche, daß sich gefälligst die fremden Länder darnach richten und fremd sind. Rathäuser gibt es auch bei uns, Warenhäuser gibt es auch bei uns, Straßenbahnen gibt es auch bei uns — —

Ich denke nach und finde, daß all das auch bei uns schon sehr englisch ist. Wenn man die Tatsache verschleiern will, sagt man: amerikanisch. Aber es ist ein Schwindel; die richtige Assimilationsmaschine tobt in London. Es ist ganz einfach das städtische Leben aller Nationen rapid englisch geworden, warum sollte gerade Belfast davon eine Ausnahme machen?

Was an Dublin unenglisch ist, ist im wesentlichen die Verwahrlosung und Rückständigkeit, nebst den alten irischen Königen natürlich. Dieser Stadt Belfast geht es glänzend, also wird sie immer englischer. So wie jede deutsche Stadt immer englischer wird, je besser es ihr geht. Gedankenloser Komfort, das ist das Englische. Nämlich das Englische, das fremden Völkern zugänglich ist. Das ist aber etwas sehr Bequemes. Wenn die englischen Herrenanzüge nett und praktisch sind, ist es dann leere Engländerei, sie zu tragen? Einfach: wir anderen erfinden so etwas nicht. An diesem Zipfel packt uns die Maschine und reißt uns in den Wirbel.

Was englische Anzüge betrifft: die sollte man nur in Irland kaufen. Ich gehe, weil ich mir wirklich keine presbyterianischen Kirchen ansehen will, in den Straßen von Belfast spazieren und sehe mir Schaufenster an. Es gibt ungeheuer viele Konfektionsgeschäfte; ich verstehe gar nicht, wo die Leute herkommen, die alle diese Anzüge tragen sollen. Und diese Anzüge sind herrlich und fast umsonst. Wer fertige Anzüge kauft, bekommt einen für zwanzig bis dreißig Mark und zwar einen Anzug aus echt englischem Stoff — gewebt in Irland. Wer vierzig, fünfzig Mark anlegt, kann den schönsten Maßanzug haben und so aussehen, wie man sich bei uns einen Lord vorstellt. (Die wirklichen Lords sind zu erhabene Wesen, als daß man gekleidet sein könnte wie sie.) Ganz im Ernst: nur ein englischer Schneider versteht es, Männer zu kleiden. Vielleicht bedeutet das etwas Tiefes; daß alle männlichen Formen der Kultur heute englisch sind, ein englisches Gewand tragen.

Und Irland?

Viele, sehr viele von den Stoffen, mit denen England die Welt englisch verkleidet, haben irische Weber gewebt. Das ist in vielen Beziehungen so. Irische Soldaten haben Indien unterworfen und auch sonst den englischen Gegenden das Evangelium vom allbritischen Ham-and-Eggs-Frühstück beigebracht. Nur hat Irland bisher nicht das geringste davon gehabt. Warum sind in Belfast die Anzüge aus Donegal-Homespun so übertrieben billig? Jede Billigkeit hat zwei Seiten, darunter eine unangenehme. Vermutlich kann der Weber in Donegal und Kerry seine Homespun-Stoffe nicht besser loswerden, weil er auf dem Weltmarkt Konkurrenten hat und zwar englische. Denn nach der Schlacht am Boyne — —

Ich mache darauf aufmerksam: es muß schon wieder von der Schlacht am Boyne geredet werden; man kommt in Irland von diesen Dingen nun einmal nicht los. Wenn man in Irland von Hosen zu reden beginnt, ist man gleich bei Wilhelm von Oranien, denn man kann irische Homespun-Hosen ohne einen Gedanken an ihn einfach nicht mit Verständnis tragen.

Die Sache begann schon vor dem Krieg von 1690. Die englischen Landwirte fanden, daß das irische Vieh ihrem Vieh Konkurrenz machte. Deswegen wurde der Import von irischem Vieh nach England verboten. Dafür wurde der Export nach dem Ausland durch eine Reihe von Navigationsakten auch unmöglich gemacht.

Als die bewußte Schlacht geschlagen wurde, hatten die Iren schon seit einem Jahrzehnt keine Gelegenheit, ihre Schafe auf Seereisen über den Kanal zu

schicken, dafür begannen sie im Lande selbst Wolle zu spinnen. Der Schlachtengott entschied gegen die irischen Weber; alles was irisch war, war eine Beute der englischen Gesetzgebung. 1699 richtet das englische Unterhaus, angestachelt von jedem Fabrikanten und Tuchhändler im Königreich, eine Petition an König Wilhelm: er möge das irische Textilgewerbe „entmutigen". Der König, der in irischen Dingen nicht so groß und gut gewesen ist, wie in anderen Dingen, ging hin und „entmutigte". Es wurde einfach verboten, verarbeitete Wolle aus Irland zu exportieren und rohe Wolle in ein anderes Land zu verkaufen, als nach England. So daß die englischen Fabrikanten billig einkaufen konnten.

So hat die englische Kolonialpolitik ausgesehen, bevor Amerika dem Mutterlande durch den Abfall eine so kräftige Lektion erteilte.

Als nach der irischen Landwirtschaft die irische Textilindustrie aus purer Angst vor Konkurrenz erdrosselt worden war, entstand in Irland eine neue Industrie, aber nicht im irischen Irland, sondern hier in Ulster, in Belfast. Die protestantischen Kolonisten begannen Leinwand zu produzieren und noch heute hat Belfast großartige Leinwandfabriken. Die Leute von Ulster sind unbändig stolz darauf und vergessen nur zu gern, daß der Rest von Irland für seine Industrielosigkeit nichts kann. Als im Jahre 1708 auch außerhalb Ulsters, im irischen Leinster, Leinwandfabriken gegründet werden sollten, legten sich die englischen Behörden sofort ins Mittel. Heute sagt Ulster: seht die blühende Industrie von Belfast! Ihr Iren habt nichts Ähnliches. Also seid Ihr eine inferiore

Rasse. Also werden wir englische Minorität uns nicht von einem Landesparlament regieren lassen, in dem Ihr die Majorität haben werdet.

Die mörderischen Industriegesetze, die Drosselzölle sind mit der Zeit wieder aufgehoben worden, aber der industrielle Vorsprung Englands vor Irland ist kaum mehr einzuholen. Das neue Irland hat eine große Zukunft als Agrarland und dies eben darum, weil England ein Industriestaat mit wenig Feldern und vielen hungrigen Proletariern geworden ist. Der industrielle Vorsprung von Ulster ist für die politische Sonderbrödelei von Ulster aus einem ähnlichen Grunde sehr ungünstig. Denn Belfast liegt einmal auf der irischen Insel und es ist nicht einzusehen, warum die Belfaster Leinenindustrie nicht katholischen Tischen Tischtücher liefern sollte; je mehr sich der Wohlstand Irlands hebt, desto enger wird Ulster an Irland gefesselt und wenn dort tausendmal ein revolutionärer Widerstand gegen Homerule organisiert wird. Auch ist das so in aristokratischen Kolonien wie Ulster: die Industriearbeiter stammen aus der verachteten Masse des anderen, unterdrückten Volkes und machen mit ihr gemeinsame Sache. So war es in Böhmen, wo die Tschechisierung in den Fabriken begonnen hat. Im stockprotestantischen Belfast sind heute fast alle Industriearbeiter Katholiken und Nationaliren und als der große Streik der Dubliner Hafenarbeiter ausbrach, wurde er von den Belfaster Genossen sehr kräftig unterstützt. Das irische Proletariat hat heute für den sterilen Nationalismus wenig übrig, viel weniger aber für die reaktionäre Herrenpartei von Ulster.

All das kann mich nicht abhalten, jetzt einzutreten

und mir einen neuen Anzug zu kaufen, wenn er nur billig ist. Ich trete ein. Man zeigt mir fertige Anzüge: „Echt deutsche Arbeit", sagt der Verkäufer und verrät mir, daß die irischen Stoffe in Irland zugeschnitten, in Deutschland genäht und dann wieder nach Irland zurückexportiert werden. Denn in Deutschland sind die Löhne billiger. Also wir haben es weit gebracht: bei uns zahlt man für „englische Anzüge", für Kleider aus irischem Homespun, gewaltige Summen. Dieselben Anzüge, in Deutschland gearbeitet, sind in Irland so billig, daß man für die Differenz fast schon hinreisen kann. Was bezahlen wir so teuer? Die englische Marke, sonst nichts. Es ist eine Steuer auf die englische Assimilation. Weil im praktischen Leben alles Englische sich bewährt, Sport, Frühstück, Tischzeit, Pfeifen, Möbel, Kleider, muß unser praktisches Leben den Engländern einen Tribut zahlen. Wir sind deswegen auch eine Nation unter englischer Oberherrschaft, wenn auch nicht im politischen und nicht im geistigen Sinne. Alles, was praktische Zivilisation und Komfort ist, wird in der Welt rapid englisch und angloamerikanisch. Dafür müssen wir zahlen, müssen noch einmal zahlen, weil wir durch ungeheure Rüstungen die politische Anglisierung der Welt zu verhindern suchen. Das sind wir, seit Jahrhunderten ein starkes Kulturvolk. Und die Iren, ohne Dreadnoughts und Regimenter, wenige Stunden von London und seit tausend Jahren unter englischer Herrschaft, sollten sich gegen die Verengländerung schützen können? Wenn sie erst die politische Freiheit erlangt haben, werden sie rettungslos zu Kolonialengländern.

Unter diesen Umständen kann man ernstlich fragen:

Wozu eigentlich Homerule? Hier in Belfast, wo sich die Leute seit jeher als Engländer fühlen, begreift man nicht, warum man plötzlich seine Abgeordneten nach Dublin statt nach London schicken soll. Ganz einfach: damit sich auch die Leute in Belfast als Engländer fühlen, das heißt, als herrschendes Volk, nicht als beherrschtes. Eine englische Kolonie ist erst dann ganz und gar englisch, wenn sie nicht mehr von London aus regiert wird; das ist eine alte Lehre der Geschichte. Es gibt kein englisches Nationalbewußtsein ohne Herrenbewußtsein. Deswegen sind in Irland nur die Protestanten Engländer; nur sie sind bis vor kurzem Herren gewesen. Gebt dem Land eine irische Verwaltung und seht zu, ob sie gegen die Logik der englischen Assimilationsmaschine lange antienglisch bleiben kann!

Ich trete aus dem Kleidergeschäft und sehe mich in Belfast um. Warum ist diese reine, lebhafte Großstadt nicht wie das düstere Dublin? Warum stehen hier auf den Plätzen Denkmäler englischer Monarchen und nicht irischer Nationalhelden? Warum gibt es keine gaelischen Straßentafeln, die ja auch in Dublin kein Mensch lesen kann? Einfach darum, weil Belfast niemals von England unterdrückt war. Einfach, weil die Iren von Belfast auf irische Weise einen Traum träumen, aber den Traum vom britischen Imperium, nicht den von alten irischen Königen. Das macht den Gegensatz zwischen Ulster und Irisch-Irland so bitter: daß da zwei hartnäckige irische Träume zusammenstoßen.

Wenn all die Enkel alter irischer Könige erst wieder ihr Irland regieren, werden sie wohl oder übel von etwas Neuem träumen müssen und wovon dann

sonst als vom britischen Imperium? Schon heute schlagen, schon gestern schlugen sich irische Soldaten in allen Weltteilen dafür. Das Reich gehört auch den Iren, aber Irland gehört ihnen noch nicht. Sobald Irland wieder irisch ist, werden die Iren die wildesten britischen Imperialisten werden, so wahr sie schon heute englische Frühstückssitten haben und englische Kleider tragen. Irlands Zukunft ist britisch, darüber täusche man sich nicht. Die einzigen Menschen, die das noch verhindern können, sind die Patentbriten von Ulster. Sie wollen ein irisches Irland, weil sie allein Engländer, Herren bleiben möchten. Es ist ein hochmütiges Wollen, dem es an Größe nicht fehlt. Die Puritaner von Ulster sind Engländer der alten Schule, die sich die Welt noch nicht assimilieren, sondern eine Welt von Niggern mit der Peitsche beherrschen wollten. Aber die englische Assimilationsmaschine wird auch mit ihnen fertig werden.

ULSTER.

Lange wußte man, daß das eine Art Überzieher ist. Dann vernahm Europa, daß Ulster in Irland liegt und daß Ulster und Irland einander hassen. Dann nahm all dieses Geographische ein bestimmtes Gesicht an, das Gesicht eines starken Menschen. Wer heute an Ulster denkt, der denkt an Sir Edward Carson, den Führer der Orangisten, den Todfeind von Homerule.

Vielleicht geht nämlich Homerule uns Kontinentale erst in zweiter Linie etwas an, und ob ein paar Grafschaften im Nordosten von Irland gegen Homerule sind, das erst in dritter Linie.

Uns alle aber geht es an, und wir alle sollten mit Spannung aufmerken, wenn irgendwo am fernsten Horizont die Gestalt eines Mannes aufragt, eines Mannes von mehr als gewöhnlichem Wuchs. Ob ein bedeutender Volksführer recht oder unrecht hat, ob er die Massen in eine verderbliche, ob in eine segensvolle Politik hineinreißt, das ändert wenig an dem menschlichen Interesse, das man einem solchen großen Kondottiere entgegenbringt. Genug, es lebt heute im alten Europa ein Mensch, der mit einem Wort tausend Herzen aufwühlen kann. Das ist der Sehr Ehrenwerte Sir Edward Carson M. P., der ungekrönte König von Ulster, der General der Rebellenarmee von Belfast,

der Ministerpräsident der revolutionären Regierung. Viele Würden, darunter einige zweifelhafte! Aber er trägt sie, daran ist kein Zweifel, wie ein Mann.

Seitdem ich in Irland bin, höre und lese ich den ganzen Tag nur von diesem Menschen, der entweder Satan oder ein Erzengel sein muß, so gut und so schlecht wird er gemacht. Und das ist sicher: es ist nichts Gewöhnliches, was er treibt. Er fährt durch Ulster und organisiert ganz offen eine revolutionäre Armee gegen England unter dem Vorgeben, daß Ulster England liebt und bei England bleiben will. Wenn die Regierung fest bleibt und Homerule in einigen Monaten Gesetz wird, dann wird sich Ulster von dem neuen irischen Parlament nicht regieren lassen, sagt Edward Carson. Ulster wird keine Steuern zahlen, und Ulster wird schießen. Denn, sagt Edward Carson, wenn Ulster sich der liberalen Unterhausmajorität fügt und mit Lammsgeduld in den autonomen irischen Staat eintritt, werden die irischen Jesuitenknechte den letzten Protestanten aus Irland jagen, wenn sie ihn nicht etwa vorher auf einen Scheiterhaufen gestellt haben werden. Und, sagt Edward Carson, wie einst unsere Ahnen am Boynefluß gekämpft haben — —

Die Zeitungen sind voll, bersten, platzen. Da wird von der Armee erzählt, die Sir Edward ausrüstet. In Belfast und auf dem flachen Lande gibt es zahllose „Exerzierklubs“. Da lassen sich die begeisterten Orangeleute drillen. Ach so, „Orangeleute“ heißen sie natürlich wegen der Schlacht am Boyne und Wilhelm von Oranien. Einer der größten Fabrikanten von Belfast teilt durch die Zeitungen mit, daß er als gemeiner Soldat in den Reihen eines Bataillons steht, das seine

Arbeiter gebildet haben. Sein Haushofmeister, ein früherer Unteroffizier, kommandiert den gnädigen Herrn. Ein anderer Gentleman verkündet wieder der Presse, daß er sich von seinem Gärtner drillen läßt. Die Ulsterleute heben solche Dinge stolz hervor, nur um zu zeigen, wie demokratisch ihre Bewegung ist, aber wenn sie es wäre, würde man von solchen selbstverständlichen Dingen nicht reden.

Die Armee von Ulster hält große Paraden ab; gewesene Offiziere, selbst Generale außer Dienst befehligen dann diese Scharen von Bauern und Bürgern. Aktive königliche Offiziere senden Zustimmungstelegramme. Die Regierung rührt sich nicht, sie glaubt an einen Bluff, und überdies ist es in England erlaubt, einen Aufstand vorzubereiten. Nur aufstehen darf man nicht.

„Bluff!" sagen die irischen Nationalisten und lachen sich schief über die Drillklubs, über die provisorische Regierung, die Sir Edward einsetzen will, über ihn, der in den Karikaturen immer ein Krönchen auf dem Kopf trägt, als der König von Ulster, der er ist, über seinen Adjutanten Captain Craig, über Ulster, die Schlacht am Boyne und die englischen Unionisten. Und immer wieder sagt Ulster: Lacht nur, wir werden doch schießen. Gott, vielleicht würde es sich der Fabrikant im letzten Moment überlegen, aber sein Sergeant und der Haushofmeister, werden die nicht losdrücken? Denn, Bluff oder nicht Bluff, in Ulster herrscht eine Begeisterung, ein Fanatismus sondergleichen. Keine vernünftige Ansichtskarte von Belfast bekommt man in den Geschäften zu kaufen, überall sieht man Carsons Bild und Aussprüche von Carson

und Karikaturen des bösen Nationalistenhäuptlings Redmond und wie er die Protestanten austreiben wird, und sieht man Bilder von der Schlacht am Boyne und wackere Orangemänner, die sich nicht ergeben, und das Schiff Montjoy, das bei der Belagerung von Londonderry die Hafensperre durchbrach und darunter eine Inschrift: Ulster sei jetzt Montjoy II und breche durch Homerule hindurch. Und Exemplare des „Covenant", des feierlichen Treueides gegen Homerule. Und Plakate, auf denen Iren gemalt sind, wie sie während des Burenkrieges Hurrah riefen, wenn recht viele englische Soldaten gefallen waren. Und wieder und noch einmal Bilder von Sir Edward Carson, dem ersten Bürger von Ulster.

Dabei ist Sir Edward Carson gar kein gebürtiger Ulstermann, so wenig wie Napoleon ein Franzose war. Carson stammt aus Dublin, ist aber als Protestant natürlich ein Angelsachse. Er ist Jurist, und zwar einer der ersten Juristen seiner Nation. Er begann als Rechtsanwalt in Dublin, dann ging er nach London und brachte es dort in der konservativen Ära zu viel Geld und hohen Ehrenstellen; so wurde er P. C. (Mitglied des Privy Council, also Wirklicher Geheimer Rat) und bei uns würde man ihn bestimmt Exzellenz schimpfen. Auch den Titel „Sir" vor seinem Namen hat er sich durch Tüchtigkeit geholt. Er wird auf ein sehr großes Vermögen taxiert. Er könnte in London höchst geruhig in Freuden und Ehren dem anbrechenden Alter entgegensehen. Das Trinity-College in Dublin, wo noch immer die evangelische Geistlichkeit dominiert, sendet ihn immer wieder als Universitätsvertreter ins Unterhaus; er könnte dort auf seinem

bequemen Sitz hübsch ohne Aufregung seine konservative Politik treiben und abwarten, ob nicht wieder die Unionisten ans Ruder kommen und ihn zum Minister machen. Aber nein, Sir Edward Carson denkt gar nicht an ruhiges Abwarten. Solche Naturen brauchen das rasende Tempo agitatorischer Reisen, die donnernden Zurufe begeisterter Versammlungen, das Pathos hallender Reden. Und so geht denn dieser Alternde, Gesättigte wie ein Jüngling hin und organisiert Revolutionsarmeen und läßt sich von Kongressen an die Spitze provisorischer Regierungen stellen und wirbelt im Lande herum, ohne Ruhe und Rast. Mit seinem vielgetreuen Captain Craig rast er über die nordirischen Landstraßen, erscheint heute, gefolgt von konservativen Lords und Herzögen, in Armagh, präsidiert morgen in Portrush einer Volksversammlung, sagt Montag in der Orangeloge zu Londonderry, man möge sich zur Steuerverweigerung rüsten, erscheint Dienstag an der historischen Furt des Boyne bei Drogheda und sieht zu, wie das Signalkorps der künftigen Ulsterarmee an dieser bedeutsamen Stätte manövriert und schreitet Fronten ab wie ein Fürst, und spricht lobende Worte wie ein Fürst, und wird angestaunt wie ein Fürst. Überall, wo er hinkommt, holen ihn Ehrengarden ein und er läßt lange Reihen gedrillter Farmer an sich vorbeimarschieren und sagt immer und immer wieder dieselben eigensinnigen Worte: „Wir sind gute Engländer und wir wollen beim Reich bleiben. Wenn man Irland vom Reich lostrennt und in Dublin eine irische Regierung einsetzt, werden wir dieser Regierung unserer Feinde nicht gehorchen. Wir werden kämpfen, wie unsere

Feinde am Boynefluß. Kein Homerule! Es lebe der König!“

Denn Sir Edward Carson ist ein Royalist; nur wird er auf des Königs Truppen schießen, wenn der König das Homerule-Gesetz sanktioniert.

Und durch ganz Nordostirland schallten die Schreie: No Homerule! No surrender! Ulster will fight and Ulster will be right! (Ulster wird fechten und mit Rechten!) Es sind trotzige, harte und pathetische Menschen, die Puritaner von Ulster.

An einem Wochenende, als Sir Edward Carson sich im Landhause seines Freundes Craig in der Nähe von Belfast ein bißchen von den ungeheuerlichen Strapazen der Agitation ausruhte, bin ich auf seine freundliche Einladung zu ihm hinausgefahren. Ich fragte den Kutscher eines der seitlich offenen Pferdewägelchen, ob er mir für den Nachmittag zu einem Ausflug zur Verfügung sein wolle. Da machte der Kutscher ein bedenkliches Gesicht; ein Belfaster Kutscher ist immer empört, wenn man ihn engagieren will. Da sagte ich, die Fahrt gehe nach Craigavon. Da strahlte der Kutscher, der ein guter Orangemann war, und war gleich bereit, den Fremden zu fahren, der zu Carson nach Craigavon wollte.

Über die Hafenbrücke, durch Leben und Gewirr. Dann lange, staubige Vorstadtstraßen, die auf einmal wieder sehr irisch sind. Dann grüner Rasen und kokette kleine Einfamilienhäuser um stattliche Fabrikantenvillen. Irgendwo hinter der Ebene blaue Berge und ein Duft von der See. Dann eine vornehme Einfahrt in einen riesigen Park; altgepflegte Grasparterre, die langgestreckte Glasveranda eines Schloßbaues. Vor

der Veranda sitzen auf göttlich faulen Gartenstühlen, unter roten Schirmen in der glanzvollen Sonne zwei ältere Gentlemen und genießen das freie Wochenende. Captain Craig, groß, massig, mit blühender Gesichtsröte, steht auf, kommt mir entgegen, wie ich vom Wägelchen steige und fragt mich interessiert: „How do you do?" Dann bin ich bei Sir Edward Carson. „How do you do?" fragt er. Eine gar nicht so dumme englische Sitte, die Leute, die man kennen lernt, gleich zu fragen: Wie geht es Ihnen? Man zeigt den Leuten damit: von jetzt ab interessieren wir uns für einander.

Dann kommt der zweite Teil der Formalität. Wir fangen an vom Wetter zu sprechen. Ein feiner Tag, nicht? Gestern hingegen — —

Ich kann das schon auswendig und habe Zeit, den Mann zu betrachten, an dem vielleicht die Geschicke Englands und Irlands hängen, den „neuen Cromwell", wie ihn seine Anhänger nennen, den Rebellen von Ulster.

Ich sehe einen typischen Engländer, groß, stark, glatt rasiert, mit etwas vorspringender Unterlippe, einer Adlernase, dunklen, streng gescheitelten, nicht mehr ganz vollen Haaren über einer hohen, knochigen Stirn, mit düsteren Brauen über etwas starren Augen, die schon viel erlebt haben müssen. Sir Edward ist mehr als fünfzig Jahre alt. Aber einem Engländer von guter Klasse sieht man ja so etwas nicht an.

So sitzt er da in seinem Stuhl, selbstverständlich in seinen bequemen und doch so straffen Kleidern, raucht seine kurze Pfeife, ist müde von einer Woche voll Autogerase und Volksversammlungen. Es ist eine

Zumutung von mir, ihn jetzt über seine Politik ausfragen zu wollen. Aber er ist lieb und freundlich, und wenn ich frage, spricht er, und wenn er spricht, wird er warm und ich sehe, wie da eine dunkle Leidenschaft auch am faulsten Wochenende auf der sonnigsten Parkterrasse, im bequemsten Liegestuhl ihre Eruptionen fortsetzt.

Vom Wetter gleitet das Gespräch zunächst auf den Sommer, und Sir Edward klagt, wie müde er schon ist und wie er sich danach sehnt, nach Wiesbaden in ein Sanatorium zu fahren. Oh, er ist ein großer Freund Deutschlands, sitzt im deutsch-englischen Verständigungskomitee, ist gern bei uns.

Ich denke daran, daß die Ulsterleute verschiedentlich der Regierung gedroht haben: wenn Ihr uns den Iren ausliefert, werfen wir uns dem Kaiser Wilhelm in die Arme. Während bei uns wieder chauvinistische Schwachköpfe davon geträumt haben (und in helllichten Zeitungen davon geträumt haben), die Aversion der irischen Nationalisten gegen England militärisch auszunützen. Ein Unsinn sondergleichen, denn die irischen Regimenter sind, wenn es zum Schlagen kommt, stets noch die treuesten Truppen Englands gewesen und lest nur im Kipling die kostbare Geschichte nach, wie einer in Indien ein irisches Regiment zum Meutern verleiten wollte und wie das Regiment ihn fest Bier zahlen ließ und dann unter irisch-revolutionären Gesängen wacker auf den Feind losschlug. Das sind die Iren von Irland; was die Ulsterleute betrifft, so sind sie ja Starrköpfe und, wenn Lloyd George sie reizt, zu verschiedenem fähig. Aber dazu doch kaum.

Sir Edward sagt auch keinen Ton von hochverräterischen Sympathien und einer hypothetischen deutschen Invasion. Hingegen spricht er ganz fröhlich davon, wie er sich gegen Lloyd George empören will, wenn der Kerl nicht nachgeben will und Ulster von der Union losreißt. Mit einem satten Leuchten in den Augen erzählt der Volksführer, wie man ihm in diesen Wochen zugejubelt hat, in Armagh bald und bald in Derry und wie tüchtig die Drillklubs üben.

„Sind Ihre Leute bewaffnet?" frage ich und erwarte keine positive Antwort.

„Darüber kann ich mich nicht äußern", sagt Sir Edward und lächelt mich an. Genügt, Sir Edward, ich habe etliches von Waffenschmuggel munkeln gehört. Vielleicht haben Sie nichts dagegen, daß man munkelt. Sie betreiben Ihre Verschwörung erstaunlich offenherzig, denn wenn die Regierung vorher Angst kriegt und Ihre Armee nicht erst antreten muß, ist Ihnen das jedenfalls lieber.

Ich sage das nicht, sondern frage, auf wie viele Soldaten die provisorische Regierung von Ulster denn rechnet.

„Hunderttausend!" sagte Edward Carson langsam.

Hm. Da werden doch wohl einige Babys mit ausrücken müssen. Nach der Volkszählung von 1911 wohnten in den nordirischen Grafschaften, die zusammen den historischen Namen Ulster tragen, etwa 1600000 Menschen, und Sir Edward Carson selbst behauptet nicht, daß alle diese Menschen bereit sind, sich gegen Homerule zu erheben. Zunächst gibt es fast 700000 Katholiken in Ulster; die werden natürlich schlechte Rekruten für die antikatholische Armee

abgeben. Und auch sonst ist so mancher Mann in Ulster gegen Carson. Nur vier von den neuen Grafschaften Ulsters sind den Orangeleuten ganz sicher; auf zwei andere glauben sie noch halbwegs rechnen zu können. Nur sechzehn von den dreiunddreißig Abgeordneten Ulsters sind Unionisten. In der Hauptstadt Belfast selbst bilden die Katholiken fast ein Drittel der Bevölkerung. Die Arbeiterpartei ist gegen die Orangisten. Auch fehlt es nirgends völlig an liberalen Minoritäten, die zum Teil aus guten Protestanten bestehen. Freilich, auf dem flachen Land, in den Grafschaften Down, Antrim, Armagh und Londonderry herrscht die Ulsterpartei unbeschränkt. Allerdings, von jubelnden Zurufen in den Volksversammlungen bis zum Aufstand gegen das Gesetz ist noch so mancher Schritt, und es ist schwer zu begreifen, warum diese Schritte denn getan werden müssen. Indessen in England, in dem von uns Kontinentalen als Muster aller politischen Ordnung angestaunten England, gehören politische Gewalttätigkeiten seit jeher zum Programm strebsamer Minoritäten. So wie jetzt die Suffragetten Bomben schmeißen und Minister insultieren, weil das Kabinett in der Stimmrechtsfrage nicht ihrer speziellen Ansicht ist, ebenso wird Ulster schießen, wenn das Kabinett in der Homerulefrage nicht seiner speziellen Ansicht ist.

Sir Edward Carson sucht mir eindringlich und mit einer gewissen gierigen Hast klar zu machen, daß Ulster sich in einer furchtbaren Notlage befindet und schießen muß, wenn es seine Ansicht nicht friedlich durchsetzen kann. Er sagt: Wir sind reich, der Rest von Irland ist arm. Wir sind Engländer, jene sind

Kelten. Wir sind Protestanten, sie werden von Rom gegängelt. Seit jeher waren wir dem Reich treu, sie waren von jeher Rebellen. Jetzt will man uns, die wir Engländer bleiben wollen, gewaltsam aus England ausschließen, will uns Enkel Cromwellscher Puritaner und schottischer Presbyterianer einem ultramontanen Landesparlament ausliefern, das ja vielleicht nicht sofort ein Gesetz gegen die Gleichberechtigung der Protestanten beschließen, aber täglich katholische Schutzleute, Lehrer und Steuererheber nach Londonderry senden würde.

Ich sage, daß wir wissen, was eine ultramontane Regierung ist, daß aber die Majorität der Iren auch nicht immer ultramontan sein wird. Heute ist der katholische Priester der Vorkämpfer für die nationale Befreiung, und gerade daß die Unionisten den religiösen Gegensatz zu einem politischen und nationalen machen, gerade das stärkt die Macht des katholischen Klerus. Auch bietet das Homerulegesetz alle möglichen Garantien für die Parität beider Konfessionen und daß Ulster stark und reich ist, ist eine Garantie mehr. Schließlich: wenn den irischen Unionisten dieses Homerulegesetz nicht gefällt, warum beantragen sie kein besseres?

Sir Edward Carson steht heftig auf und sagt: „Nie!" Er glaubt nicht, daß die Autonomie für das irische Irland gut ist; diese arme Bevölkerung wird aus dem Verband des britischen Reiches getrieben und wird vor allem das britische Kapital, das sie braucht, nicht mehr bekommen. Ich erlaube mir meinen Zweifel auszudrücken. Sir Edward Carson meint, jedenfalls gehe das Ulster nichts an. Er habe zweimal im Unterhaus vorgeschlagen, man möge den Iren ihr

Homerule geben, aber Ulster — das ganze Ulster, auch die katholischen Grafschaften — ganz aus dem Spiel lassen. Man könne ein königstreues Gebiet nicht gegen seinen Willen aus der historischen Gemeinschaft mit England lösen und einer feindlichen Übermacht ausliefern. Das wolle die Majorität des britischen Volkes nicht.

Ich sage: das Unterhaus des britischen Parlaments hat aber zweimal hintereinander für Homerule gestimmt. Wenn es zum drittenmal die Bill annimmt, ist sie Gesetz, wenn die Lords sie auch wieder verwerfen. Was dann?

„Dann werden wir fechten!" sagt Sir Edward Carson. Captain Craig nickt, winkt mir, aufzustehen und führt mich langsam zur Mitte der Schloßterrasse. Hier ist in den Stein eine Bronzetafel mit einer Inschrift eingelassen, die verkündet: Hier hat am 13. Juni 1912 Sir Edward Carson Zehntausenden von Bürgern den „Covenant" vorgelesen und hier wurde er unterzeichnet und beschworen. Unter feierlicher Anrufung Gottes haben hier die Protestanten von Ulster gelobt, lieber zu sterben, als dem verachteten Volk sich zu fügen, das ihre Väter am Boynefluß so glorreich geschlagen haben.

Da sind wir bei Schwüren, Manifesten, beim Gefühl und Pathos. Ich sehe mir den guten Captain Craig von der Seite an und finde plötzlich: er sieht eigentlich irisch aus. Ich weiß im Augenblick nicht genau, spricht da der trotzige Herrensinn von Engländern oder die politische Träumerei von Iren? Vielleicht ist es eine Mischung. Diesem Edward Carson glaube ich sein angelsächsisches Herrentum. Aber er führt eine

Masse von lauter in Irland geborenen Individuen. Ob dieses ewige Gerede von Wilhelm von Oranien nicht eine andere Form des Geredes von Brian Boroimhe ist? In Leinster und Munster stammen alle Leute von alten irischen Königen, in Ulster von den Besiegern dieser Könige, von den Helden der Schlacht am Boyne und der Belagerung von Londonderry. Es ist mindestens verdächtig. Aber wehe dem Land, wo Traum gegen Traum steht!

Sir Edward Carson spricht weiter mit mir, häuft Argument auf Argument, hat recht oder nicht, pfeift aber im Grunde auf alle politische Logik. Das letzte Argument der Ulsterleute, und darin sind sie sicher Engländer, ist ihre fixe Idee; ein konfessionelles Vorurteil und ein starker politischer Herrenwille. Sie wollen Homerule erstens nicht, weil sie es nicht wollen, zweitens erst aus Gründen der Überzeugung, drittens wieder, weil sie nicht wollen. Diesen starken Eindruck bekommt man. Gewiß, vieles, was Carson anführt, wird schon richtig sein. Es sieht in Ulster besser aus als im übrigen Irland, in den sauberen Städten wird gearbeitet und auf dem Lande wohnen behäbige Landwirte auf stattlichen Höfen. Man kann, wenn man will, verstehen, daß reichere und besser gewaschene Leute ärmere und schmutzige Nachbarn nicht leiden mögen. Aber gleich über den Zaun schießen?

Und man kann sogar verstehen, daß strenggläubige Protestanten nicht viel von einem autonomen Landtag erhoffen, der zunächst vielleicht von katholischen Geistlichen beherrscht werden wird. Doch es sieht genau so aus, als wären in Irland die religiöse Intoleranz und der religiöse Fanatismus im Norden stärker als

im Süden. Die irischen Nationalisten legen allmählich ihre radikalen Allüren ab — in Ulster schreit man nach Flinten und ist bereit, wieder zum Boynefluß zu marschieren, kurz, die Religionskriege des siebzehnten Jahrhunderts von neuem zu beginnen. Diese trotzigen, verschlossenen Menschen wären es sehr wohl imstande, aber es wird wohl schließlich doch nichts daraus werden. In den Kopf eines zivilisierten Menschen von 1913 geht der Gedanke nicht hinein.

Aber leider handelt es sich hier um Leidenschaften. Meine beiden liebenswürdigen Mitunterredner haben Momente, in denen sie völlig verbissen aussehen. Dann kommt ein kurzes: „Nein!" oder „Nie!"

Die Frage ist nur, ob die große Masse der Einwohner von Ulster wirklich mit diesen Männern gehen wird, bis zum Krieg gegen das Vaterland, bis zum Hochverrat. Vorläufig, da noch mit Stöcken exerziert wird, ist die Begeisterung im Lande nicht gering.

Mein Kutscher hat gesehen, wie mir Sir Edward Carson freundlich die Hand geschüttelt hat. Und obwohl er ein verschlossener, unfreundlicher Kerl ist, wie die meisten Belfaster, wird er nun auf der Rückfahrt ungemein liebenswürdig und lächelt mich vom Bock herab an und strahlt und sagt, der Carson und der Craig, das seien doch feine Burschen, er glaube, die besten Iren von ganz Irland. Also für einen Iren hält sich der Kutscher doch, und vielleicht hält er später einmal die Iren im Süden und Westen für Brüder und Landsleute. Bis dahin wird noch Zeit vergehen, so viel ist gewiß. Aber wird und kann im Jahre 1915 in einem Lande Europas ein Religionskrieg ausbrechen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage war ich dabei, wie Sir Edward Carson in Westbelfast zur Menge redete. Die ganze Stadt war an jenem Tage in Aufruhr. Die ärmlichen Quartiere im Westen waren beflaggt, überall sah man auf Triumphbögen, über den Türen, auf Fahnen Carsons Bild und Namen, überall das Emblem der britischen Reichseinheit. Manchmal aber waren Seile quer über den Weg gespannt, und daran hingen ausgestopfte Puppen: Mister Asquith, Mister Lloyd George, Mister John Redmond in effigie. Auf einem weiten Fußballplatz am äußersten Ende der Stadt waren Tribünen aufgeschlagen; hier saßen gutgekleidete Damen und Herren mit den Abzeichen orangistischer Vereine. Auf jeder Plattform führte eine Lady den Vorsitz; denn ein großer Frauenverein hatte zu dem Meeting geladen. Unten auf der Wiese drängten sich Zehntausende aus dem Volk. Man vertrieb sich die Zeit mit Hochrufen und Liedern. Auf einmal geht ein Ruck durch die Menge. Wie ein elektrischer Strom lose Eisenspäne fest an einen Magneten bindet, so waren diese einzelnen plötzlich zu einer Einheit zusammengeschweißt; durch ein heulendes, ein frenetisch winkendes Spalier hielt der Führer seinen Einzug. Junge Männer eskortierten ihn; jeder trug am Arm eine trikolore Schleife mit der Aufschrift: Ehrengarde.

Sir Edward besteigt die Plattform, auf der man mir Fremden freundlich einen guten Platz gelassen hat. Unten wogt die Menge in dieser einen Richtung; die andere Plattform, auf der andere Unionistenführer zu reden beginnen, ist fast verlassen. Alles ruft, schreit, singt. Da winkt Sir Edward Carson einmal leicht mit der Hand, und nun fliegt ein großes Schweigen wind-

schnell über den Platz. Edward Carson ist heiser seine Stimmbänder haben in den letzten Wochen Übermenschliches ertragen müssen. Dennoch hört ihn jeder, man errät, was er sagt, denn er sagt ja immer dasselbe: „Wir wollen und wollen und wollen nicht!" Eine Menge dürstet nie nach Argumenten; sie will Überzeugung und Energie fühlen. Und als er schweigt, da springen die auf der Tribüne auf, die unten drängen vor, wie eine wildgepeitschte Woge. Tausend Hände in der Luft, tausend Köpfe entblößt. Freche, herausfordernde Pistolenschüsse krachen.

„Wir meinen es ernst!" sagen diese Schüsse. „Wir haben Waffen und werden uns ihrer bedienen."

Nach dem großen Ausbruch wieder ein Moment der Pause und nun singen alle: „For he is a jolly good fellow." Jetzt teilt sich die Flut wieder: von der überstolzen Ehrengarde begleitet, schreitet Sir Edward Carson zur anderen Plattform, um dort noch einmal dasselbe zu sagen. Auf unserer Plattform treten neue Redner vor; alle feiern den großen Führer von Ulster, sprechen mehr von ihm als von seiner Idee. Aber nur wenige hören zu; die meisten haben sich zur zweiten Plattform hingedrängt, um Sir Edward noch einmal dasselbe sagen zu hören, um noch einmal zu schreien, noch einmal zu singen.

Und andere Töne mischen sich in das burschikose Huldigungslied. Plötzlich steigt von einer Ecke des Platzes ein feierlicher Choral auf. Fromm sind sie, diese Söhne und Töchter der Puritaner, diese großen, starken Männer, die festen und etwas knochigen Frauen, die sich da um die Plattform drängen.

Und drüben spricht Sir Edward Carson wieder:

„Wir sind Engländer, wollen Engländer bleiben, wollen keine irische Autonomie. Wenn man sie uns aufdrängt, werden wir kämpfen wie am Boynefluß.“ „No Homerule!“ rufen Tausende. Hundert Fahnen werden geschwenkt, alle geschmückt mit dem Zeichen der Union. Und wieder Pistolenschüsse. Und wieder ein Moment der Stille; dann erschallt plötzlich aus aller Munde laut und inbrünstig die Königshymne.

„God save the king! Our most gracious king — —“

Aber sie sind bereit, gegen des Königs Truppen zu kämpfen, wenn der König das verhaßte Gesetz unterzeichnet.

Ruhig wie ein Triumphator steht Edward Carson an der Brüstung und blickt hinab auf den Enthusiasmus, auf die für ihn erhobenen Fäuste. Und doch hat er den müden Zug um den Mund und gestern, draußen in Captain Craigs Villa, hat er mir immer wieder gesagt: „Ich bin erschöpft!“

Er sah so aus; es ist keine kleine Sache, ein friedliches Land zur Empörung aufzupeitschen, ein rebellisches Pathos durch lange Sommermonate aufrecht zu erhalten, eine drohende Waffe im Feuer einer Massenekstase zu schmieden.

Und immer wieder wird er das Land im Auto durchrasen müssen und die gleiche starre Rede halten, der ungekrönte König von Ulster; dieses Ulster darf nicht einen Moment zur Ruhe kommen, damit der Moment, in dem das Homerulegesetz durchgeht, das Land in weißglühender Leidenschaft finde.

Man halte davon, was man will; da spielt ein starker Mann ein großes Spiel, und es ist ein gewaltiger Anblick. Ist dieser dämonische Mensch ein Fanatiker

seiner Überzeugung oder einer von den großen Ehrgeizigen?

Das Buch, das ich schreibe, wird noch in den Bücherschränken stehen, wenn die Frage längst entschieden ist. Homerule kommt sicher; das kann dieses Buch getrost prophezeihen. Ob Carson dann Ulster wirklich und wahrhaftig zum Bürgerkrieg führt? Man wird es erfahren, wenn dieses Buch stumm und ausgelesen im Bücherschrank steht und nur sein eingelerntes Sprüchel heruntersagen kann und auf nichts neues mehr reagiert.

Im Interesse Irlands möchte ich hoffen, daß ich mich in Sir Edward Carson irre. Wir leben in einem so zahmen Zeitalter und tatsächlich in einem Zeitalter des Bluffs. Wird Sir Edward wirklich bis zum Bürgerkrieg gehen? Seine Gegner höhnen: nein. Ich weiß nicht — — Dieser Nacken kann viel tragen, dieser starke Mund kann sich in düsterer Starrheit schließen. Ob dieser Mann im letzten Moment sacht nachgeben und dann weiterleben kann?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber ich stelle keine Prognosen. Wir leben in einem gezähmten Zeitalter.

FÜR HOMERULE.

Verehrter Sir Edward Carson,

vom ästhetischen Standpunkt aus wäre es ein Fest, Ihnen recht geben zu können. Männer wie Sie sind eherne Säulen, an denen man sehr bequem eines Herzens Begeisterung aufhängen kann. Trotz ist immer schöner als politische Räson, Herrenhochmut schöner als politischer Fortschritt. Aber der ästhetische Standpunkt taugt in der politischen Welt nichts. Auch sehe ich Ihnen gegenüber auf der feindlichen Seite nicht nur Redner und Politikaster, sondern auch einen Mann, an dem ich längst die Begeisterung meines Herzens gehißt habe. Bernard Shaw, den Dichter. Er ist ein Rebell wie Sie, und mir wird vom ästhetischen Standpunkt aus die Wahl schwer. Also ist es vielleicht gut, wir lassen die Begeisterung beiseite und sprechen sehr trocken und logisch über Homerule.

Wir Leute vom Kontinent sehen aus unserer politischen Instanz vielleicht klarer als Iren und Engländer, was denn jetzt bei Ihnen eigentlich vorgeht. Was bedeutet denn Homerule mehr, als daß ein vor hundert Jahren aufgehobener Provinziallandtag wieder eingerichtet werden soll? Wenn die Homerulebill, so wie sie die jetzige liberale Unterhausmajorität beschlossen hat, Gesetz wird, dann wird Irland eine Landesverfassung be-

sitzen, wie sie etwa Bayern besitzt. Nein, die britische Reichsregierung wird in die irischen Angelegenheiten mehr hineinzureden haben, als die deutsche Reichsregierung in bayerische. Und doch ist Irland, anglisiert wie es ist, eine viel konsistentere besondere Volkseinheit als Bayern. Wenn man den Bayern nach den napoleonischen Kriegen oder nach 1866 ihre Autonomie weggenommen hätte, würden sie jetzt sicher ihren Landtag wieder haben wollen und die „Saupreußen" blutig hassen und Verschwörungen anstiften, und erst wieder Frieden geben, wenn man ihnen ihren Landtag und ihr Ministerium wiedergäbe. Um etwas anderes handelt es sich in Irland kaum. Nur daß dort die politische Sentimentalität viel stärker ist und daß die dortigen Saupreußen dort noch weniger beliebt sind.

Irland ist seit einem Jahrhundert mit England, Schottland und Wales „uniert", das heißt, wird in allen rein irischen Angelegenheiten von Engländern überstimmt und spricht in allen rein englischen Angelegenheiten auf das Ungehörigste mit. Die englische Parlamentsgeschichte der letzten Jahrzehnte dreht sich unausgesetzt um das irische Problem, ist vergiftet mit dem irischen Problem.

Uns Ausländer geht es ja nicht viel an, es sei denn als Analogie für so manches Heimische. Aber es ist sehr sonderbar, mit anzusehen, wie eine große und herrliche Nation sich von einer sekundären Frage das Leben verbittern läßt. Hat England sonst keine Sorgen, als den irischen Provinziallandtag, der Jahrhunderte hindurch bestand und unbedeutend war und nächstens wieder unbedeutend werden wird? Ich muß an den armen Militärpolizisten von Limerick denken,

der seines Lebens nicht froh wird, weil er Irland bewachen muß. Bei Shaw wird einmal von dem Spanierfeind Drake gesagt: Es war ja großartig, daß er den König von Spanien fest gezwackt und am Bart gezupft hat. Aber hätte er den Feind gepackt, an ein Seil gebunden und das Seil bis an sein Lebensende in der Hand behalten, wäre dann Drake nicht ebensosehr ein elender Gefangener geblieben, wie der König?

Na ja, die Kosten des Seiles bezahlt freilich der Gefangene. Im Jahre 1911 hatte jeder Engländer für seine hohe Polizei jährlich etwa $3^1/_2$ Mark zu bezahlen, jeder Schotte $2^1/_2$ Mark und der arme Ire fast 7 Mark. Die träge und erfolglose Bureaukratie von Dublin Castle kostet überhaupt ein Heidengeld. Nach offiziellen Angaben hat der irische Steuerzahler für die schlechte Verwaltung, unter der er leidet, mehr als das Doppelte zu zahlen, denn der englische Steuerzahler, der über seine Behörden nicht zu klagen hat. Die Verwaltung des blühenden Industriestaates Belgien kostet halb soviel, wie die Verwaltung des armen und minder volkreichen Irlands. Da das Land so viel Steuern zahlen muß, wird es wohl weise sein, dem Land seine Selbstverwaltung zu geben, auf die Gefahr hin, daß dann weniger Gehälter und Pensionen aus der irischen Staatskasse in die Taschen englischer Lords und Lordssöhne fließen.

Das muß man sich nämlich vor Augen halten, wenn man sieht, wie heftig das englische Oberhaus gegen Homerule ist: die hohe britische Aristokratie kommt bei Homerule zu kurz. Es ist fraglich, ob z. B. ein irischer Landtag dem Lord-Statthalter von Irland ein Jahresgehalt von viermalhunderttausend Mark geben

wird, mehr als der großmächtige Präsident der dollarreichen Vereinigten Staaten bekommt.

Britisch-Indien hat genau die gleichen Schmerzen: es muß hungern, damit in London fette Pensionen verzehrt werden können.

Gott, vielleicht sind die Iren auch keine besonderen Sparmeister und verstehen sich künftig im eigenen Hause nicht besser einzuschränken. Aber dann werden sie dies mit sich selbst auszumachen haben und es wird ein Odium von England genommen sein.

Wie es nach Homerule in Irland aussehen wird, darüber zerbrechen sich viele Leute die Köpfe. Die Leute von Ulster erwarten eine Art polnischer Wirtschaft, illuminiert mit Scheiterhaufen. Was die Mißwirtschaft betrifft, so kann sie kaum ärger werden, als sie im Jahrhundert der Union gewesen ist. Und was die Scheiterhaufen betrifft: es wird keine Ketzerverbrennungen geben.

Gewiß, Irland ist in gewissem Sinne das klerikalste Land der Welt. Der irische Bauer wird von seinem Pfarrer beherrscht, wie kein niederbayerischer Bauer sich mehr beherrschen läßt. Aber deswegen muß dieser Zustand doch nicht ewig dauern, wenn alle anderen irischen Zustände verändert werden. Der irisch-katholische Priester, unwissend, abergläubisch, herrschsüchtig wie er ist, ist so nebenbei der einzige lebendige Kulturfaktor eines totgetrampelten Volkes gewesen, ein Jahrtausend hindurch. Er hat noch andere Qualitäten: er ist ein Ire, also gutmütig. So blutig die irische Geschichte war, nie sind im katholischen Irland Ketzer verbrannt worden. Heute übt der irische Klerus nach dem Zeugnis vieler Protestanten eine sehr löbliche

Toleranz. Man erzählt sich eine Geschichte von einem anglikanischen Pfarrer in Irland, der eine fette Pfründe hatte, eine stattliche alte Kirche, ein schönes Pfarrhaus, aber leider, wie das in Irland so ist, keine Gemeinde. Eines Tages kam der Herr Bischof visitieren. Herr Pastor, wo nehmen Sie jetzt rasch eine Gemeinde her? Da sandte der Pastor nebenan zum katholischen Pfarrer, der weder Pfründe noch alte Kirche hatte, aber Gemeinde mehr als zuviel. Und der Pfarrer war lieb und borgte dem Kollegen eine Gemeinde, so daß der Visitationsgottesdienst nett verlief. Es ist eine Anekdote, aber sind nicht alle guten Anekdoten irgendwie wahr?

Da liegt ein grünes Buch vor mir, darin gibt es ein Dutzend Seiten voll von lauter Zeugnissen, die alle sagen: Der irische Katholik ist kein Protestantenfresser. Auch starre Ulsterleute geben das zu. Es gibt nur eine Art religiöser Intoleranz in Irland: die protestantische Muckerei von Ulster. In jedem öffentlichen Klosett von Belfast kann man die gekritzelte Inschrift finden: Zur Hölle der Papst! Nichts Analoges im katholischen Irland, vielleicht weil die Ulsterleute eben Engländer mit fixen Ideen sind und die Iren nur Kelten mit fixen Träumereien. Der irische Ultramontanismus scheint mir recht sehr von der irischen verträumten Art zu sein: mehr ein Gemütszustand, als eine politische Kraft. Die englischen Protestanten wollten bis vor kurzem den irischen Katholizismus ausrotten. Also lebt er. Bis zur Katholikenemanzipation war der katholische Priester der einzige Ire in einer Art öffentlicher Stellung, lange der einzige mit höherer Bildung. Er war der natürliche Führer seines

Volks. Es konnte bei guten Iren keine antiklerikale Stimmung aufkommen, denn die Kirche war verfolgt. Shaw sagt wieder einmal sehr richtig: wäre zur Zeit Voltaires die Kirche von Frankreich von Hugenotten unterdrückt gewesen, dann hätte Voltaire nicht antiklerikal sein können, ohne ein Volksverräter zu sein.

Kein Wunder, wenn jeder Ire an seinem Priester hing, solange die katholische Kirche in Irland rechtlos war. (Die einzig religiöse Majorität in Europa, die jahrhundertelang von einer religiösen Minorität tyrannisiert wurde.) Seitdem die irischen Katholiken emanzipiert sind, herrscht in Irland der Priester, weil England es so gewollt hat. Die Klerikalen von der englischen Hochkirche sind auf das engste mit den katholischen Ultramontanen verbündet. Mit Hilfe der irisch-katholischen Stimmen hat die englische Kirchenpartei das Schulgesetz von 1902 geschaffen, das die Schule der Kirche ausliefert, in Irland der katholischen Kirche. Die Schulen sind in Irland überaus zahlreich, denn natürlich darf ein katholisches Kind nicht mit einem anglikanischen, ein anglikanisches nicht mit einem methodistischen die gleiche Bank glatt scheuern. Dabei gibt es skandalös viele Analphabeten, denn der Herr Lehrer hat mehr zu tun, als zu unterrichten: er muß vor dem Herrn Kaplan zittern. Der Herr Kaplan darf den Lehrer jederzeit entlassen; paßt es dem Herrn Lehrer nicht, so kann er appellieren — an den hochwürdigen Herrn Bischof. Was ein kühner Wunschtraum der mächtigsten kontinentalen Pfaffen ist, ist in Irland Tatsache. Und warum sollten unter diesen Umständen die irischen Priester Homerule er-

sehnen? Kann es ihnen noch besser gehen, als mit Hilfe der herrschenden englischen Protestanten?

Die Sache ist die: der irische Priester hat nur Einfluß, weil er der Führer im nationalen Kampfe ist; fiele er ab, dann wäre er gestürzt. Ist der Kampf vorbei, dann wird der Einfluß der Kirche sehr geschwächt sein. Oh nein, Homerule, die Heimregierung der Iren, wird nicht „Romerule" sein, die Romregierung über Irland. Man weiß das nirgendwo besser als im Vatikan. Die päpstliche Diplomatie liebäugelt seit langer Zeit mit der Hochkirche von England und hat ihr manchen Gefallen getan. Der irische Klerus durfte sich nicht offen engländerfreundlich zeigen, weil er sonst von seinen Gläubigen einfach verjagt worden wäre, aber wenn die Verschwörungen der Fenier und anderer revolutionärer Geheimbünde im vorigen Jahrhundert immer wieder mißlangen, so hatte der höchst patriotische und nationalistische Klerus von Irland die Schuld daran, denn er bedrohte alle Geheimbündler mit dem Kirchenbann. Tatsächlich könnte der römischen Kirche gar nichts unangenehmer sein, als eine Losreißung Irlands von England, und schon die bloße provinzielle Autonomie Irlands ist dem Vatikan nicht erwünscht. Jetzt sitzen im Londoner Unterhaus achtzig irische Katholiken; nach der Reform werden nur einige dreißig drin sitzen. Ist das eine erfreuliche Aussicht für den Vatikan? Bezeichnend ist, daß viele englische Katholiken zu den heftigsten Homerulegegnern gehören. Sie fürchten ein Schwinden des katholischen Einflusses im Unterhaus.

Und vor allem: sobald die Iren ihr Parlament haben, werden sie ihre antiklerikale Bewegung haben. Ich

sehe den Tag kommen, an dem die konservativen protestantischen Mucker von Ulster zusammen mit den Ultramontanen von der katholischen Partei einen reaktionären Block bilden und der Rest von Irland gegen sie steht. Der irische Klerus ist heute allmächtig, weil er den alten Königstraum der Iren gut auszunützen verstand. Aber es gibt ein Erwachen aus diesem Traum und das heißt Homerule. Nein, Romerule wird es nicht werden, Sir Edward Carson. Romerule haben eben Sie gestützt; Romerule herrscht jetzt in Irland. Es gibt etwas, was einen fast an die universalen Ansprüche der katholischen Kirche glauben ließe: wenn in irgend einer Konfession Zeloten aufstehen, ob in Ulster protestantische oder im heiligen Synod griechisch-orthodoxe, oder im Pariser Wohlfahrtsausschuß jakobinische, immer kämpfen sie indirekt für Rom.

Wenn Sie gegen Rom sind, Sir Edward, sollten sie für Homerule sein. Klerikaler kann Irland unmöglich werden, als es ist. Gewiß, es gibt zunächst ein rechtes Bauernparlament, in dem die Pfaffen den Takt geben werden. Aber da sind die Arbeiter von Dublin und Belfast; die pfeifen ganz brüderlich schon heute auf den katholischen Nationalismus und den protestantischen Ulsterkonservativismus; ihr Führer Jim Larkin ist ihnen wichtiger als John Redmond und als Sie, Sir Edward — sie wollen leben und nicht träumen. Der große Transportarbeiterstreik des letzten Jahres hat gezeigt, wie stark die irischen Arbeiter heute schon sind. Brian Boroimhe und die Schlacht am Boyne zusammengenommen werden bald auf dem politischen Misthaufen liegen. Moderne Probleme erobern

sich auch das rückständige Irland; da muß zunächst mit allen fossilen Resten aufgeräumt werden.

Der große Besen heißt Homerule. Er wird all den alten Spuk ins Museum fegen, der heute das Irische an Irland ist und das Irische an Ulster ebenfalls.

Die Zeit der nationalistischen Träume ist auch für Irland aus, denn jetzt werden sie erfüllt.

DER
DAMM DES RIESEN.

Man wird in Belfast seines Lebens nicht froh, bevor man nicht jenen einen Ausflug gemacht hat, den man eben gemacht haben muß. „Haben Sie schon the Giants Causeway besucht?“ Gleich nach dem Eingangs-How-Do-You-Do fragen das die Belfaster den Fremden. Der Fremde hätte alle Lust, justament the Giants Causeway links liegen zu lassen, aber dann denkt er wieder, daß diese reine, fromme, strebsame, industriereiche, löbliche Ulsterstadt Belfast eigentlich an einem schönen Sommertag vom Bahnhof aus einen überaus erfreulichen Anblick bieten muß. Also fahre ich denn am Sonntag mit dem Frühzug weg und sehe aus einem sympathischen Kupeefenster das entschwindende Belfast und die prachtvollen Landhäuser der Ulsterbarone, und den schimmernden Fjord, an dem Belfast liegt, und kleine Kinder, die im seichten Strandwasser herumwaten, und kleine Seebäder und sehr grüne Wiesen und sogar Felder, da ich nämlich durch Ulster fahre und nicht durch den verwüsteten Teil von Irland. Und dann nach zwei Stunden bin ich in dem netten Seebad Portrush, steige in einen offenen Straßenbahnwagen und sause die Steilküste entlang.

Es ist hier wundervoll. Ein Strand mit wilden Klippen. Dunkler Basalt, aus dem rote Ockerstreifen

hervorleuchten, das Ganze eingehüllt in jenes unendlich grüne Gras, das es nur im feuchten Irland gibt. Ein schmaler Weg führt die Küste entlang. Von Vorsprung zu Vorsprung, von Bucht zu Bucht wird die Gegend schöner. Man möchte immer weitergehen, rund um Irland herum. Da tut sich ein gewaltiges Amphitheater auf, dort schäumt das Meer durch ein gewölbtes Felsentor, und überall schreien die Möwen. Das ist kein friedliches Aufhören des Landes, sondern eine Katastrophe, eine offene Wunde. Der Ocker ist rot wie Blut. Hier ist die Stelle, an der die Welt zersprengt ward, hier liegt die tote Atlantis begraben. Die Geologen erzählen, daß einst ein einziges ungeheures Basaltplateau von hier aus über Schottland bis nach Island reichte. Die Geologen erzählen noch vieles, aber mein irischer Führer ist viel besser informiert.

Er zeigt mir mit ungeheurem Stolz die große Sehenswürdigkeit der Gegend. Inmitten einer Bai ragt ein zackiges Steingemisch in die See hinein. Von fern sieht es aus wie irgend ein Felsenvorsprung, nur daß etwas mehr Ansichtskartenbuden rings herum stehen. Wenn man näher kommt, sieht man allerdings etwas Außerordentliches. Diese Basaltklippe besteht aus vierzigtausend einzelnen Säulen von fast gleicher Höhe und ganz gleicher Form. Sie sind eng zusammengepackt und man kann über sie dahingehen wie über eine schlecht gepflasterte Straße. Das merkwürdige ist, daß jede einzelne Säule fünf- oder sechseckig ist; es gibt nur eine einzige viereckige, eine achteckige, eine dreieckige und drei neuneckige. Es sieht aus wie ein völlig sinnloser Haufen von Ruinen. Nur an einer

einzigen Stelle im alten Europa existiert etwas Ähnliches: die berühmte Fingalshöhle von Staffa drüben an der Küste von Schottland. Und jetzt kommt die ehrenwerte Geologie und weiß ganz genau, wieso der vulkanische Basalt im Erkalten diese seltsamen Formen angenommen hat.

Mein Fremdenführer ist rothaarig, lacht und ist sicher ein richtiger Ire von Irland, nicht nur so ein importierter Ulstermann. Die gelehrte Geologie imponiert ihm nur mäßig; in Irland kommt nichts von gemeinen Vulkaneruptionen und Eiszeiten, sondern immer von alten irischen Helden und Königen. Und Pat, der Führer, zeigt mir vom äußersten Rande aus dieses Gewirr von regelmäßigen Pfeilern, von zerbrochenen Säulen. Ob ich denn glaube, daß so etwas rein zufällig entstehen konnte. Dabei weiß man doch genau, wie sich die Sache zugetragen hat, wenn es auch ein bißchen lange her ist.

Also da war der Riese Fin Mac Coul, ein ganz prachtvoller irischer Gigant. Ihm hat hier die ganze Landschaft gehört; dort rechts ist noch das Amphitheater, in dem er seine Gäste empfangen hat und man sieht die ungeheuren versteinerten Pfeiler seiner Orgel. Dieser Fin Mac Coul war kein gewöhnlicher Riese, wie sie in anderen Ländern herumlaufen, sondern ein Nationalheros, von dem man gar nicht genug erzählen kann, ein Prachtriese, von dem die Iren mindestens so viel träumen, wie von König Brian, war der Haupt- und Oberriese und der Champion-Boxer von Irland. Nun gab es auf der anderen Seite des Wassers, drüben auf der Insel der Angelsachsen, auch einen Riesen, aber das war bei weitem kein so anständiger Charakter.

Der Kerl stand den ganzen Tag an der schottischen Küste und brüllte Schimpfworte herüber; er wolle nur nicht über das Meer schwimmen und sich einen Schnupfen holen, sonst würde er den guten Fin schon verprügeln.

Auf die Dauer konnte sich Fin Mac Coul so etwas nicht bieten lassen, das ist klar. Eines Tages ging er resolut zu dem König, der damals über Ulster regierte, und sagte: „Majestät, dem Prahlhans werde ich es zeigen. Darf ich einen Damm von Irland zur anderen Insel bauen?“ Der König hatte nichts dagegen, und der Führer meint, daß er vielleicht auch nicht den Mut gehabt hätte, seinem längsten Untertan eine höfliche Bitte abzuschlagen. Also ging Fin Mac Coul hin und baute einen prächtigen Damm aus sorgsam behauenen Pfeilern, baute den „Damm des Riesen“. Sobald die Brücke fertig war, lud Fin, gastfreundlich wie die Iren schon damals waren, den überseeischen Raufbold ein, doch ein bißchen nach Irland herüberzukommen. Na, das tat jener dann und als er auf der Smaragdinsel war und sich die schöne Aussicht beguckte, kam Fin herbei und prügelte den Ausländer windelweich. Dann aber erlaubte er ihm, im Lande zu bleiben. Der Brite sah natürlich ein, daß Irland die allerschönste Gegend der Erde ist, und ließ es sich nicht zweimal sagen. Er siedelte sich in Ulster an und es ging ihm vortrefflich, so daß er gar keine Lust hatte, auf die unsympathische andere Insel zurückzukehren. Infolgedessen verfiel dann der Damm wieder, aber seine Spuren sind nicht nur hier zu erkennen, sondern auch drüben in Staffa und dazwischen auf der Insel Rathlin.

Wie der Führer vom Sieg des irischen Champions berichtet, leuchten seine Augen. So oft er die Geschichte täglich erzählt, sie bereitet ihm viel Vergnügen. Und deswegen widerspreche ich nicht.

Aber dann später liege ich auf dem weichen, leuchtenden Grase des steilen Abhanges. Unten peitscht die See eine zerfetzte Klippe. Ich bin allein, nur hinter dem nächsten Felsen sitzt ein Liebespärchen und benimmt sich stillvergnügt. Es ist bei der Brise ziemlich schwer, die traute Pfeife anzuzünden, aber endlich brennt sie doch. Und jetzt kann ich es mir gestehen: ich glaube dem Führer seine schöne Geschichte nicht. Sie hat sich ähnlich zugetragen, aber nicht ganz so. Alles, was ich bisher in Irland gesehen habe, gibt mir die Überzeugung, daß der Führer aus Nationalgefühl etwas aufschneidet und daß damals nicht der irische Riese den britischen, sondern der britische den irischen verhauen hat. Der ungeschlachte Kerl von drüben blieb als Eroberer im Lande und seine Enkel sitzen noch da.

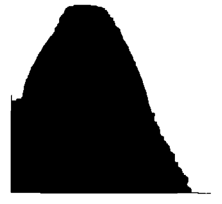
Ich muß wieder an den Boynefluß denken, wo Fin Mac Couls Nimbus an seinen Enkeln zuschanden geworden ist. Wo die Leute von Ulster, Enkel des fremden Riesen, stärker waren als Fins Geschlecht.

Und denken muß ich an jenen Nachmittag auf dem Fußballplatz bei Belfast, an die rebellische Demonstration des Herrenvolkes von Ulster. Ja, sie sind ins Land gekommen, um zu sehen, wer stärker ist, sie oder die gutmütigen irischen Riesen. Mit dem Schwert in der Hand, oder nein, mit boxender Faust sind diese angelsächsischen Kolonisten ins Keltenland gekommen. Sie haben ihre Äcker besser bebaut als die gedrückten,

blutarmen Bauern des anderen Volkes. Ihre Städte sind schmucker, reiner, fleißiger, sind wie die Städte der anderen Insel, sind wie zahllose königliche Städte ihres Stammes in hundert unterworfenen Ländern.

Und jetzt sollen sie sich einer Majorität katholischer Kelten fügen? Mit ihr zusammenarbeiten? Sich politisch von jener anderen Insel trennen lassen, die die Heimat ihrer Herzen ist?

Oh, man versteht hier die Frage von Ulster, hier vor den dunklen Türmen des Riesendammes. Ist hier Atlantis versunken, die verbrüdernde Brücke der Welten? England hat die neue Atlantis gebaut, das Reich über den Weltmeeren. Der Damm des Riesen ist längst zerrissen, aber England braucht keine trockenen Brücken und fürchtet keinen Schnupfen mehr. Ist der Damm des Riesen verschwunden, so haben die Engländer dafür jetzt so gute Dampfer! In zwei, drei Stunden ist man von Irland in England, und jedes Schiff ist ein Stück wirtschaftlicher und kultureller Beziehungen, die nicht mehr zu lösen sind. Der Riese von drüben ist sehr gewachsen; im Bösen kommen Fin Mac Couls Enkel nicht mehr gegen ihn auf. Sie werden aber endlich einmal seine guten Freunde werden, wenn er sich gemütlich zeigt. Jetzt, nach einem Jahrtausend, ist er endlich dazu geneigt. Was kann auch der bescheidene Landtag von Dublin gegen die gewaltige Tatsache der englischen Seeherrschaft bedeuten? Aber den Iren wird er sehr viel bedeuten: den ehrenvollen Beschluß einer traurigen Geschichte, die honorige Austragung der Duellaffäre zwischen Fin Mac Coul und dem leidigen anderen Riesen, eine bescheidene moralische Genugtuung für den Unterlegenen. Mögen die



Enkel des groben Eindringlings im Lande bleiben; Fin Mac Coul ist gastfreundlich. Aber seinen Selbstrespekt will er wieder haben. Und die Ulsterleute, die schließlich seit Jahrhunderten irisches Land bebauen und irische Luft atmen, sollten einen ehrenhaften Frieden zwischen zwei Nationen nicht hindern. Es wird vielleicht doch wieder eine Brücke geben zwischen Irland und der anderen Insel.

ANSICHTSKARTE
VON DER IRISCHEN KÜSTE.

Dies ist der Ort, an dem die Welt zersprengt ward;
Hier ragt der letzte Rest der sagenalten
Atlantis, die vom Ozean verdrängt ward,
Dem Meer entgegen, das die blauen, kalten

Und klaren Augen an der Beute weidet.
Blutroter Ocker träufelt aus den Spalten
Des Bergs hervor, aus knochigen Basalten.
Noch klafft der Riß, die wunde Erde leidet.

Ein grüner, weicher, warmer Mantel fällt,
Die Wunden hüllend in verborgne Falten,
Dem Meer entgegen, das den Raub behält.

Ein Schrei von tausend weißen Möwen gellt:
Die letzte Klage um die tote Welt.
— — — — — — — — — — — — — —
Und ewig wird das Meer den Raub behalten.

DICHTERS LANDE.

Ich ging wieder in Belfast spazieren und hatte genug von Belfast. Schließlich will man im Sommer auch etwas anderes, als sich über die Fortschritte der nordirischen Leinenindustrie verwundern und feststellen, daß die Straßen einer großen Industriestadt gut gekehrt sind. Es gibt grüne Berge, es gibt die See. Also wohin?

Was tut der Mensch? Er geht ins nächste Reisebureau und verlangt Prospekte.

Im Reisebureau sagt mir ein hilfreicher Beamter: „Besuchen Sie doch die Insel Man! In vier Stunden sind Sie dort.“

Es gibt auf Reisen gute Momente. Da fährt man zunächst von Station zu Station, findet überall zweibeinige Menschen und die gewohnte Tabaksorte und merkt höchstens am Zustand des Geldbeutels, daß man weiter und weiter kommt. Auf einmal sagt so ein gutes Menschenkind: Vier Stunden zur Insel Man! Und man fängt an, sich zu imponieren. Die Insel Man, das ist etwas Weites, etwas Unbestimmtes, etwas aus der Geographiestunde. Schade, daß sie vom Geographielehrer schon entdeckt worden ist, sonst würde man jetzt als Forschungsreisender berühmt ... Indessen, man wird auch so vor Mitmenschen protzen dürfen. Was wissen die Mitmenschen von der Insel Man? Was weiß ich heute von ihr?

Und auf einmal fällt mir ein, daß ich ja jeden Winkel der Insel Man schon kenne. Daß ein scharf umrissenes, scharf belichtetes Bild dieser fernen Insel in mir ist. Nur daß sie wirklich und im Ernst existiert, habe ich bisher im Ernst nicht geglaubt. Die Insel Man ist die Insel des Dichters Hall Caine und in Hall Caines Romanen steht die ganze Insel Man. Aber man begreift nicht gleich, daß es dasselbe Eiland sein soll, das man heute Nachmittag mit einem wirklichen Dampfer erreichen kann.

Nun habe ich ja diesem Sommer seine Überschrift gegeben: Irische Reise. Soll ich die irische Reise ein bißchen unterbrechen und ferne Inseln entdecken gehen? Gott, die Insel liegt vier Stunden von Irland und ich muß nicht so streng mit mir sein. Übrigens, vielleicht erfährt man auf der Insel Man etwas über Irland.

Während der Dampfer durch die irische See fährt, überlege ich, was ich also gelesen habe: eine nordische Felseninsel zwischen England, Schottland und Irland. Ein kleiner selbständiger Staat unter britischer Flagge. Also ein Homerule-Land, vier Stunden von Irland. Man wird sehen können, wie sich Homerule in diesen Gegenden ausnimmt. Weiter: Die Bewohner sprechen Manx, eine Mischung von Keltisch und Altskandinavisch. (Wird man mein kostbares Englisch im Hotel auch verstehen?) Die Katzen haben dort keine Schwänze. Dann muß es viel Heidekraut geben, der Eindruck ist mir im Gedächtnis geblieben. Die Leute, biedere Heringsfischer und rauhe Bauern, schwerblütig, tragisch veranlagt. Zwei von ihnen heißen Deemster, sitzen auf Richterstühlen und pflegen Dramen zu erleben. Alle zusammen hängen an alten Sitten und

halten nach dem alten Brauch ihrer germanischen Ahnen noch immer Thinge ab, Versammlungen des souveränen Volkes. Oh, es muß eine interessante Insel sein. Oder schon mehr ein Eiland.

Wie es gerade dunkel wird, sieht man vom Deck aus eine ferne Steilküste. Sie kommt näher, sie sieht einsam aus, ein großer Stein im Meer. Aber da öffnet sich eine Bucht und oben, mitten in den ureinsamen nordischen Klippen, da kriecht etwas. Es ist unglaublich, aber wenn man nicht gerade auf eine so romantische Heringsfischerinsel lossteuerte, würde man bestimmt meinen, es sei der hellerleuchtete Wagen einer normalen „Elektrischen". Und dann ist da rechts ein Schimmer. Illuminieren die Heringsfischer heute? Aber nein, es ist ein langer, langer, städtischer Kai, und er schwimmt in grellem Lichte. Das muß doch der Hauptort Douglas sein, aber man hat sich ihn ein bischen anders vorgestellt. Und nun über eine lange, laute, wimmelnde Seebad-Landungsbrücke hinein in die Stadt.

Ja, was ist denn hier eigentlich los? Der ganze Kai ist verrückt, er heult, er singt, er gröhlt. Volksfest? Jahrmarkt? Da Blechmusik, dort brüllende Zeitungsjungen, eine bimmelnde Pferdebahn, Autos, Lichtreklamen von Varietes, Tanzhallen, Kinos. Über einem Theaterportal der flammende Name einer Operette von Lehár, dazwischen eine starre Reihe vielstöckiger Gebäude, die alle Hotels und Fremdenpensionen sind, auf dem Pflaster zwischen den Hotels und der See zehntausend sehr bewegliche, sehr laute, sehr gut aufgelegte Bummler — also ich bin ganz einfach in einen riesigen Badeort von der unsympathischsten Sorte geraten.

Am nächsten Morgen schlendere ich umher, nicht gerade in erbauter Stimmung. Die See ist blau, diese Tatsache ist unbestreitbar. In dieser Richtung ist alles in Ordnung; auch gegen die vielen netten Kinder habe ich nichts, die vor mir im Sande buddeln. Aber hinter mir und neben mir! Da ist ein Karussel; in hundert Geschäften werden bunte Ansichtskarten verkauft („printed in Germany"), in hundertfünfzig Geschäften billige Andenken, geziert mit dem Bild der schwanzlosen Manx-Katze oder dem drolligen Wappen von Man, das wie das Wappen von Sizilien drei gestiefelte Beine zeigt. Auch kann ich mich sehr leicht und billig photographieren lassen, zumal mit einer komischen Kopfbedeckung, deren erlesenen Humor der Photograph gratis beistellt. Ferner ist ein billiges spezielles Zuckerzeug im weitesten Umkreise überall erhältlich. Zwischen all diesen Dingen helles Geschrei. Junge Burschen mit roten türkischen Fez auf dem Kopf (das muß eine Uniform des hiesigen Frohsinns sein) ziehen truppweise herum, singen und fühlen sich. Es dürfte hier momentan ein Kongreß aller Kommis von Manchester und Liverpool stattfinden.

Man möchte der Promenade entrinnen, aber die inneren Straßen sind noch voller, noch lauter, noch pöbelhafter vergnügt. Nun, rechts vom Hafen sind grüne Höhen. Da muß es schön sein. — — Was? Ich soll mich auf diese überfüllte Dampffähre setzen, die mit Musikbegleitung über den Hafen fährt? Da drüben muß es noch ärger zugehen, als auf der Promenade. Also nach links, dort ist auch ein Vorgebirge. Ich will in einen Pferdebahnwagen steigen; sehe aber, daß an dem Wagen eine große bunte Inschrift heischt:

man möge nur ja jene einsame Klippe am Meer aufsuchen, es befinde sich auf ihr ein ganz wundervoller Vergnügungspark mit elektrischem Riesenschaukelbetrieb.

Was tut der Mensch, wenn er betrübt ist? Er kauft sich eine Zeitung. Ich gehe also in ein Buchgeschäft und verlange eine. Daily Mail gefällig? Manchester Guardian? Nein, Miß, eine Zeitung, bitte, von der Insel Man, über die Insel Man! Richtig, es gibt eine. Ich überfliege sie im Stehen. Großartige Pierrot-Truppe in der Villa Marina, neues Kinoprogramm im Palace. Aha, in einem Winkel steht noch ein minder wichtiger Artikel: Im uralten ständischen Parlament von Man, im „Haus der Keys", wird über allerlei Mißstände debattiert. Man soll, sagt das Blatt, doch einmal mit der alten Komödie aufhören, mit der sentimentalen historischen Kleinstaaterei und die Insel ganz einfach zu einer englischen Grafschaft nehmen.

Also das ist das Ende einer tausendjährigen Autonomie. Alte Seekönige von Man hat es gegeben, nordische Wikinge, die neben sich keine Autorität duldeten, als das Thing ihres Volkes. Aus der keltischen Stammesverfassung und dem germanischen Königtum war ein besonderes Gebilde herausgewachsen: Regnum Maniae et Insularum, wie es unter dem ältesten Wappen mit dem Wikingerschiff heißt. Das ganze Mittelalter hindurch gab es einen König von Man, zuletzt aus dem Hause Stanley. Eines Tages fand zwar ein Stanley, Earl von Derby, es sei besser, ein großer Lord zu heißen, als ein kleiner König, und legte den Titel nieder — aber noch heute ist die Insel Man keine bloße englische Provinz. Die Bürger verwalten ihre

kleine Heimat allein; am Tynwald-Hügel versammeln sie sich alljährlich zur Landgemeinde. Es ist das politische Ideal Vieler, diese weiße Autonomie kleiner Verbände unter einer großen Reichsflagge. Und jetzt wird die Abschaffung dieser Autonomie als ein kleines Item behandelt, eingebettet zwischen Kinoreklame. Auf dem jetzigen dreifüßigen Wappen von Man steht: „Quocunque jeceris, stabit.“ Ein Motto für Manx-Katzen mehr als für ein Land: Es bedeutet: Wirf die Katz', wie du willst — sie fällt immer in den britischen Assimilationsbrei.

Mich faßt eine Wut gegen den Dichter Hall Caine. Er hat mich hergelockt in diese zertrampelte, verflachte Gegend. Aber ich werde jetzt wieder einmal seine Romane lesen und öffentlich beweisen, daß sie Fälschungen sind. Also, Miß, geben Sie mir den „Manxmann“ von Hall Caine! Die Miß, vermutlich eine Manxfrau aus Liverpool, sucht und sucht in der kleinen Strandbuchhandlung. Ob ich nicht lieber die neue Sixpence-Detektiv-Geschichte will? Na, endlich findet die Miß tatsächlich den Band von Hall Caine.

Im Hotel schlage ich ihn auf und konstatiere, daß er zum größten Teil nicht hier, sondern drüben bei Ramsey spielt. Gut, ich kann auch nach Ramsey fahren, nur weiß ich nicht, ob mit der Eisenbahn, der Elektrischen Bahn oder dem Dampfschiff. Die ganze Promenade ist voll von streitbaren Plakaten der drei Gesellschaften. Jede behauptet, daß man auf der anderen Strecke gar nichts Rechtes zu sehen bekomme. Es ist eine sehr einsame Insel.

Ich wähle die Elektrische und bin ganz zufrieden. Der Lärm von Douglas verklingt. Man sieht das Meer,

darüber grüne Hochflächen und stattliche, unbewaldete Berge. Manchmal zieht sich eine üppig bewachsene Schlucht zum Meer hinab. An diesen Stellen steht jedesmal ein Restaurant und die Ankündigung, der Eintritt in die Schlucht koste Sixpence; dafür sei diese aber der fraglos berühmteste „Glen“ der Insel, und der Wasserfall der Konkurrenz nebenan sei viel dünner. Weiter. Hohe Hecken von blühenden Fuchsien verbergen das Meer. Purpurnes Heidekraut bedeckt den Abhang des Nebelberges Snaefell, den ich jetzt so schön mit Hilfe der elektrischen Bergbahn besteigen könnte, wenn ich nur Lust dazu hätte. Endlich sind wir in Ramsey. Auch hier wieder ein Strand mit lauter gleichen Sandkörnern und lauter gleichen Boardinghäusern, in denen lauter gleiche Leute aus Manchester die gleichen Worte reden und die gleichen Speisen essen. Aber es ist doch nicht so viel Lärm hier wie in Douglas, und auf dem ersten Informationsspaziergang sehe ich hübsche Hafenwinkel mit Heringskähnen und im Hintergrund liegen waldige Höhen, vielleicht ohne Entree. Hier kann man schon eine Sommerwoche verleben.

Auf einem grasigen Hang hingestreckt, zwischen Ginster und Erika, habe ich dann den „Manxmann“ von Hall Caine gelesen. Kein Buch der modernen Art; die Leute darin sind entweder Engel oder aber sie werden geläutert. Es gibt Zufälle, Wiederholungen, Sentiments ohne Zahl. Aber doch ein hinreißendes, ein schweres, ein blutvolles Buch. Die Geschichte eines Ehrgeizigen, der hinauf will und der daher an dem schlechten Weibe vorbei muß, das er liebt. Und wie er dann wirklich Oberrichter wird, aber das Weib

vernichtet und Pete, den braven Kerl und Freund; wie er eines Tages über seine eigene Sünde zu Gericht sitzen muß und nun alles hinwirft, um wieder ein guter Mensch sein zu können. Wie er, der Richter, die Hand der Sünderin faßt und mit ihr aus dem Regierungspalast fortschreitet ins Dunkel.

Nach den ersten zehn Seiten weiß man, daß es doch keine Fälschung ist. Daß da ein echter Manxmann Echtes über seine Insel geschrieben hat. Hall Caine hat mit diesem Buche viel Geld verdient; darauf kehrte er sofort aus der großen englischen Welt nach Man zurück, kaufte sich die Besitzung Greeba Castle und wohnt jetzt oft in der Heimat. In der Heimat? Ist dieser meerumspülte Vergnügungspark noch die Heimat eines Manxmannes und eines Dichters?

Mit Hilfe dieses schönen Buches erkennt man schließlich, daß auf dieser Insel die Schönheit noch immer nicht ganz tot, der Charakter noch immer nicht ganz zertreten ist. Ist die Insel Man (wie Hall Caine selbst klagt) schon ganz zur Insel Manchester geworden? Gott, sehr nordisch-keltisch-romantisch sind die Riesenschaukeln ja nicht, aber wenn man das Buch des Dichters gelesen hat und nun mit klareren Augen umherblickt, findet man noch Spuren der alten Eigenart. Fischer mit vollem Männerbart; Haufen von silbernen Heringen auf dem Samstagmarkt. Oder im Innern der Insel kleine Fußpfade, die plötzlich in eine andere Welt führen, in eine fast einsame Hirtenwelt, wo Schafe auf Bergwiesen grasen und wo um schöne, ausdrucksvolle Bauernhöfe südlichbunte Gärten liegen. Wenn man richtig so einen einsamen Winkel gefunden hat — aber es gehört etwas Forschergeist dazu — dann

kann man glauben, man sei wirklich auf der stillen, schwerblütigen Insel, die zu suchen man im Sinn gehabt hat. Und daß das eines Dichters Land ist. Freilich, es ist bitter, Entree zahlen zu müssen, bevor man (durch eine Drehtür) in die bachdurchrauschte Farnschlucht gelassen wird, wo der Dichter Christian und Kate einander lieben ließ; es ist peinlich, in einem Restaurant Tee zu trinken, wo neben einem Karussel die Erinnerung steht: dies ist Hall Caines Gasthaus „Zur Manxfee“ wo der alte Sektierer Cäsar dereinst — —“

Nein, es ist gräßlich. Es stehen noch schöne altnordische Runenkreuze auf Friedhöfen, die einst still waren. Aber wenn altnordische Runenkreuze gerade gut genug sind, um Motive für Souvenir-Löffelchen abzugeben, verzichte ich auf Runenkreuze. Die schwanzlosen Manx-Katzen werden für Liebhaber besonders gezüchtet und teuer verkauft. Die gewöhnlichen Katzen für den Hausgebrauch haben Schwänze wie alle guten britischen Katzen. Die interessante Manxsprache hört man beim Spazierengehen genau so häufig, wie das Kalmückische; aber es macht sich vortrefflich, wenn der Autor einer Fremdenverkehrsbroschüre ein nettes altes Motto auf Manx zitiert.

Kurz und gut, man möchte wünschen, daß der wackere alte Zauberer Mannananbegmagylir (Pardon!) noch existierte. Dieser etwas schwierige Magier herrschte einst über Man, lange bevor der Wikingerkönig Orry kam, und hatte die wahrhaft löbliche Gewohnheit, die Insel hinter dichten Nebeln zu verbergen, damit sie niemand finde. Jetzt hat der Mittelstand von Manchester sie doch gefunden und seither ist das Klima

nebelfrei und die Insel liegt überhaupt vor den entzückten Augen im Strahl der Sonne da, alle Prospekte sagen es. Da könnte auch der langatmige Zauberer kaum etwas machen. Gedruckt ist gedruckt.

Und gerade deswegen sieht man, daß Dichter stärker sind als Magier. Die Insel Man, die der Manxmann Hall Caine geschildert hat, wird schon noch eine Weile existieren. Willst Dichters Lande du verstehen, mußt du, und wenn die Welt voll elektrischer Rutschbahnen wäre, mußt du ja doch zum Dichter gehen.

ANDENKEN.

Mein Dampfer bringt mich von der Insel Man wieder nach Dublin. Ich steige aus und überzeuge mich, daß Dublin Gott sei Dank immer noch schmutzig ist. Indessen, jetzt geht mich das nichts mehr an. Ich werde gleich wieder weggefahren sein. In meiner Brusttasche liegt ein Rundreisefahrscheinheft. Einst war es wohlhabend und dick; jetzt hat man ihm seine schönsten Blätter ausgerupft und auf den schäbigen restlichen steht: Heimreise.

Bin ich betrübt? Ich bin nicht betrübt. Irland ist ein herrliches Land, aber es geht auf die Nerven. So wie jene braven anständigen Menschen, die den melancholischen Tic haben und ewig traurige Regenaugen machen. Seit ich in Irland herum laufe, macht das Land Regenaugen. Dabei regnet es gar nicht so entsetzlich viel, wie denn jene weinerlichen Menschen auch nicht zu weinen pflegen. Aber ich habe es satt, feuchten Dunst über meinem Kopf zu haben und an eine Schlacht denken zu müssen, wenn mir ein Fluß gefällt. Es ist keine sehr vergnügliche Insel.

Wenn eine Reise zu Ende geht, geht gewöhnlich auch das Geld zu Ende. Dennoch läuft man in den letzten Reisetagen fleißig von Geschäft zu Geschäft und kauft Zeug zusammen, das man in der Heimat bestimmt nicht geschenkt nehmen würde. Das nennt man Reiseandenken, und es ist nicht möglich, nach Hause zu kommen, ohne welche mitzubringen.

Ich lief in der guten Stadt Dublin spazieren und schimpfte, Irland ist ein sehr rückständiges Land. Überall in Europa bekomme ich echt venezianischen Mosaikschmuck billig zu kaufen; selbst in Venedig kostet das Stück höchstens eine Lira mehr als bei Wertheim in Berlin. Aber in Irland — nicht zu bezahlen. Meint jemand, ich solle doch nicht venezianische Mosaikbroschen aus Irland mitbringen? Ja, bitte, was soll ich denn mitbringen? Es ist wahr, es gibt auch Broschen mit Shamrock-Kleeblättern aus grünem Connemara-Marmor geziert. Aber sie sind scheußlich; auch läßt sich eine Deutsche nicht dreiblätterige Kleeblätter schenken, sondern hält das für eine Bosheit. Irlands Wappenpflanze ist aber nicht vierblätterig, und daher hat das Land so viel Pech gehabt. Also dennoch, was soll ich mitbringen? Es gibt Schnitzereien aus schwarzem Eichenholz. Aber die kleinen sind nicht so schön und die großen haben im Koffer eines bescheidenen Touristen keinen Platz.

Ich winke einem Kutscher, damit er mich von Geschäft zu Geschäft fahre. Das ist Pflicht; und es muß ein Wagen sein, damit ich der Last der Pakete nicht erliege. Der Wagen kommt; er ist eines der merkwürdigen irischen Wägelchen, deren Sitze nach rechts und links orientiert sind. Ich steige ein; ich lasse die Beine hinausbaumeln. Es ist famos und ein billiges Vergnügen. Und jetzt soll ich wirklich durch die Hauptstraßen dieser anspruchsvollen Provinzstadt fahren? Ach was, die Andenken haben Zeit. Das will reiflich überlegt sein. Vielleicht kommt mir die Inspiration draußen im Phönixpark. Dem Kutscher ist es recht, schon saust der Wagen über den langen, höchst stau-

bigen und höchst unangenehmen Kai am Ufer des Liffey. Da ist der Waterloo-Obelisk. Man sieht ihn von weitem und ist froh. Denn nun hört die schmutzigste der Städte auf und es beginnt der grünste der Parks. Das ist eine Freude, diese ungeheuren Rasenflächen! Sie sind nicht leer, steif und abgezirkelt, sondern wer will, geht auf dem Gras spazieren, spielt Fußball oder Kricket, sitzt und liegt. Zwischen den Menschen gehen gravitätisch schöne Rinder spazieren, denn es kann in Irland keine Wiese geben, auf der nicht Rinder weiden. Weiter hinten aber sieht man auch prächtige zahme Hirsche. Mein Kutscher hält einen Augenblick beim Poloplatz und möchte gern eine Stunde da halten, denn wie alle Iren schwärmt er für jeden Pferdesport. Es ist auch wirklich ein schöner Anblick, die weißen und blauen Reiter, die mit ihren langen Holzstöcken hinter dem fliegenden Ball einherjagen. Am Rand des Platzes stehen elegante Equipagen, und auf der Tribüne sitzt gutgekleidetes Publikum. Während man im Innern der Stadt immer nur schäbiges Volk sieht, wird man hier daran erinnert, daß es in Dublin ja auch einen glänzenden Hof gibt. Dort hinter den Bäumen steht die Sommerresidenz des Vizekönigs.

Und ich fahre weiter durch wundervolle Alleen. Dieser Park nimmt gar kein Ende. Wenn die Stadt Dublin wäre wie ihr Stadtpark, wäre die Stadt Dublin eine Weltstadt. Aber so ist das in Irland — neben Zeugnissen einer großartigen und alten Zivilisation immer wieder Dreck und Elend. Ach so, ich werde schon wieder regnerisch. Dabei herrscht heute ein exzeptionelles Abschiedswetter. Die Rinder auf den Wiesen machen ganz erstaunte Augen: es scheint

wahrhaftig die Sonne. Daran sind irische Rinder nicht gewöhnt; sie leben jahraus, jahrein in lauer Feuchtigkeit, denn auch im Winter wird es nicht kalt und auch die Wiesen bleiben naß und grün. So werden die irischen Rinder sehr sanft und sehr melancholisch; ich glaube, sie träumen fortwährend von alten irischen Stierkönigen. Shaw hat recht, die irische Träumerei kommt vom irischen Wasserdunst.

Aber heute ist das anders. Heute, weil ich bald wegfahren muß, blicken die Berge von Wicklow blau und klar herüber; es ist ein schöner Tag und eine schöne Spazierfahrt.

Endlich fällt mir ein, daß ich nicht nur zum Vergnügen auf der Welt bin und ernste Pflichten habe. Jetzt zum Beispiel muß ich daran denken, was ich meinen Freundinnen und Freunden aus Irland mitbringen werde. Ich denke nach. Was gibt es also für irische Spezialitäten? Zunächst fällt mir etwas ein, was sich zum Mitbringen weniger eignet: Irish Stew. Merkwürdig, wenn ich das so bedenke -- ich habe in Irland nicht ein einziges Mal Irish Stew vorgesetzt bekommen. Und es ist gut so, denn man soll Nationalspeisen niemals in ihrem Ursprungslande essen. Einmal fuhr ich durch Italien und der Zug hielt in der Station Gorgonzola. Als wißbegieriger Reisender stieg ich gleich aus, ging ins nächste Gasthaus, dinierte vorzüglich und verlangte dann mit Rührung, Spannung und freudigem Herzklopfen zum Dessert einen Gorgonzola. Dann aber — nein, es ist wahrscheinlich, daß meine Leser noch nicht gespeist haben, und ich werde ihnen den Appetit nicht verderben. Die Geschichte mag ohne Pointe bleiben, und ich sage nicht, wie jener Gorgonzola ausgesehen hat.

Also, was gibt es noch in Irland? Soll ich eine Whiskyflasche mitnehmen? Whisky ist ohne Zweifel das beliebteste irische Landesprodukt. Aber wenn man mich fragt, welche irische Whiskysorte ich am liebsten mit Sodawasser begieße, entscheide ich mich für eine beliebige schottische Whiskysorte. Der starke irische Whisky ist etwas für die Iren; dieses Volk muß den Katzenjammer lieben, denn es liebt die heftigen Räusche.

Ferner gibt es irische Spazierstöcke. Aber ich möchte keine verbotenen Waffen nach Deutschland einführen. Entweder sind diese Stöcke mit Dornen gespickt oder sie enden in eine richtige Keule. Weil die alten Iren nämlich Keulen zu tragen pflegten, als sie einander noch für die alten irischen Könige totschlugen. Wenn ein Ire jetzt so einen Knüttel spazieren trägt, ist er namenlos stolz und glaubt eine große nationale Tat zu tun. „Irische Flinten" nennt man im Scherz diese Keulenstöcke. Ach, die englischen Flinten haben sich als bessere Waffen bewährt und der einzige reale Nutzen dieser sentimentalen Stockmode ist, daß, wenn der Whisky gut gedieh, in Irland zu Zeiten viel gerauft wird. Wenn ein Ire mit seinem Stock zu gestikulieren beginnt, muß das übel ausfallen. Denn so ein Knüttel mit seinen Beulen und Spitzen — —

Halt! Spitzen! Ja, das ist etwas, was meine Freundinnen sich gern werden mitbringen lassen, echte irische Spitzen. Aber jetzt werde ich gleich eine Musterung abhalten und scharf zwischen netten und minder netten Damen meiner Bekanntschaft unterscheiden. Nämlich es gibt Spitzen aus Irland und es gibt irische Spitzen. Ganz hübsche gehäkelte Kragen und Bluseneinsätze — erschwinglich und verwendbar. Das ist

etwas für Tanten und dergleichen Gelichter. Nach meinen Informationen wird ein großer Teil dieser Häkelspitzen, die die Damen bei uns „Eirisch“ nennen, im Erzgebirge fabriziert und nach Irland geschickt, damit sie von dort etwas teurer zurückkommen können. Na, das ist schließlich und endlich eine Tantenangelegenheit. Aber es gibt edle Kunstwerke aus Donegal und Limerick. Gestickte Carrick-ma-Cross-Spitzen, zart wie Spinnweben. Und wer glaubt, daß man die in Irland umsonst bekommt, der soll nach Irland fahren und nachsehen. An der Riviera di Levante kann man göttliche Dinge aus Genueser Spitzen für ganz wenig Geld haben; in Irland muß man jeden Zentimeter des erlauchten Gewebes mit zwei Zentimetern Silber bezahlen. Und die Iren haben Recht. Aber für gewöhnliche Tanten ist das kein Geschenk.

Ich denke weiter nach und konstatiere, daß es sehr wenig irische Artikel gibt. Dieses Land hat keine Industrie oder nur wenig. Aber das ist es nicht allein — dieses Land hat so wenig charakteristische Erzeugnisse, weil es keinen nationalen Charakter mehr hat: Englische Provinz — die schönste, die ärmste, die schmutzigste englische Provinz. Es ist ein zertretener Boden. Was an Irland irisch war, ist ausgerottet worden. Und was an England im besten und höchsten Sinne englisch ist, das gibt es in Irland noch kaum. Manchmal hört man eine irische Melodie; die Gesichter sehen irisch aus; die Sprache hat einen Akzent — aber ist das noch nationale Eigenart? Es ist nur noch provinzielle Eigenart. Das alte Irland der Druiden hat Spuren hinterlassen, nur Spuren. Im äußersten Westen spricht man noch die gaelische Sprache. Aber jetzt

werden Cook-Touren durch den äußersten Westen Irlands arrangiert und der Führer erklärt, wie wunderbar unberührt, streng altertümlich diese einsamen Hochländer Donegals, diese zerrissenen Fjordlandschaften Connemaras noch sind. Ich bin gänzlich gegen Pflicht und Gewissen gar nicht in diese Gegenden gefahren, bloß weil Cook gar so viel Reklame für sie macht. Wieder mit dreißig Amerikanern auf einem offenen Auto sitzen und mir den Hals ausrecken? So viel ist landschaftliche Schönheit nicht wert. Cook ist ja ein Segen für Irland, aber für das alte Irentum bedeutet er sicher nur den Anfang vom Ende. Was Cromwell und Wilhelm von Oranien nicht ganz gekonnt haben, wird Cook können. Er wird im Handumdrehen den Rest von Irland zu Ende anglisieren. Es hilft nichts, unsere Zeit ist ethnographischen Reliquien nicht günstig. Die Schotten hängen ja noch sehr an ihren alten Traditionen und tragen Plaids statt Hosen, wo sie nur können. Dennoch ist das nur Koketterie, ein ehrenwertes und pietätvolles Maskenspiel. Aber in Irland gibt es überhaupt keine nationalen Trachten mehr. Was ist noch irisch? Eigentlich nur der nationale Jammer Irlands, die Sehnsucht nach dem verschwundenen Volkstum. Das ist nicht der einzige Fall dieser Art, den die Geschichte der Völker kennt. Und ein großer nationaler Schmerz ist sicher auch ein nationales Merkmal, aber dieser Schmerz allein macht kein selbständiges Volkstum aus. Die Iren streben mit unerhörter Zähigkeit nach einer Wiedergeburt ihres Volkes; aber wenn sie ihr Homerule wieder bekommen und sie die Sehnsucht der Jahrhunderte endlich liquidiert in den Kasten legen können,

werden sie bald bemerken, daß sie kein echtes Ziel mehr hatte. Die neue irische Nation wird eine lebhafte bunte Spielart des Britentums sein, ein Britentum mit etwas Musik. Wenn man das jetzt einem Iren sagt, schreit er vor Haß, und doch ist es so. Trotz aller Bestrebungen der Gaëlischen Liga wird das neue freie Irland im wesentlichen kein keltisches Land sein, sondern ein englisches. Gewiß, es wird große Unterschiede geben, dafür sorgt schon der Katholizismus der Iren. Aber es wird keine irische Nation geben. Und gerade darum ist Homerule ein gntes Ding; das neue Irland wird gerade so weit selbständig sein, wie es noch unenglisch ist und doch ein Teil des großen britischen Reichskörpers — weil Irland ja doch am Ende einer blutigen Geschichte seinen harten und überlegenen Eroberern assimiliert worden ist.

Natürlich, in Irland kommt man immer und immer auf Homerule zu sprechen. Aber schließlich ist von irischen Andenken die Rede und Andenken an Irland will ich mir doch auch selbst mitbringen. Ein Buch voll alter Sagen; druidischer Zauberkünste voll, lichter Elfentänze und heldischen Schwerterklanges. (Nie war ein so prosaisches Land so poetisch wie Irland.) Dann einige Bilder; sie werden mir viele interessante Ruinen zeigen oder Städte, in denen sich dies oder das ereignet hat, oder einsame Moore, die blühende Landschaften wären, wenn sich dies oder das nicht ereignet hätte — immer werde ich irgendwie an die Geschichte Irlands erinnert werden. An den steilsten Uferklippen, auf den Gipfeln der irischen Berge, im üppigen Gestrüpp der dichtesten Wälder, am Ufer der Silberseen von Killarney und der leuchtenden Bai von

Glengariff vergißt man nie, was man anderswo so gern vergißt, daß die Welt nicht so war und nicht so ist, wie sie sein sollte. Wie oft denkt man an einem normalen Tag in Deutschland an den dreißigjährigen Krieg? In Irland kann ein gebildeter Mensch nicht zwölf Stunden leben, ohne einmal an Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts erinnert zu werden. Dagegen helfen Wälder von blühenden Fuchsien nicht und Bergabhänge voll Ginster und Heidekraut.

Was für ein Andenken an Irland ich mitnehme? Das Andenken an ein sehr, sehr schönes und sehr, sehr unglückliches Land. Und die Gewißheit, daß dieses Land jetzt noch so schön ist, wie früher, aber vielleicht nicht mehr so unglücklich, daß dieses zertrampelte Paradies sich langsam erholt. Wenn ich einmal wiederkomme, gibt es vielleicht in Dublin schon eine Straßenreinigung und weniger Whisky; vielleicht hat der Bauer in der Grafschaft Kerry schon ein Haus und keine Höhle mehr; vielleicht sind die Schulen besser und die Irrenanstalten weniger gut besucht. Irland wird dann gewiß weniger pittoresk sein. Aber da kann man nichts machen; Seife ist einmal uninteressant und doch ganz nützlich. Das ist der Lauf der Welt — sie wird einförmig. Und wenn man es sich gut überlegt, so hat man nicht viel dagegen. Der Kosmos ist nicht für Vergnügungsreisende da. Auch wird Irland noch schön genug sein, wenn die irischen Kinder keine Lumpen mehr anhaben und wenn die Iren nicht mehr zu Tausenden auswandern müssen.

Kutscher, zurück nach Dublin! Und dann zum Bahnhof — es ist wieder eine Sommerreise vorbei und ein Sommer und ein Stück des Lebens.

MITGEBRACHTES:

DAS IRISCHE MÄRCHEN VON CONNLA, DEM PRINZEN MIT DEM GOLDENEN HAAR.

(Gepflückt aus der Sammlung
alter keltischer Heldensagen von P. W. Joyce.)

Connla mit dem goldenen Haar war Conns Sohn, des Hundert-Kämpfers. Eines Tages stand er mit seinem Vater auf dem königlichen Burgberg zu Usna; da sah er von ferne ein vielschönes Fräulein, gekleidet in seltsame Prachtgewänder. Näher kam sie dem Ort, wo er stand, und als sie nahe war, da sprach er zu ihr und fragte, woher sie gekommen und wer sie sei.

Da sprach die schöne Frau: „Aus dem Land der Lebenden kam ich, dem Land, wo nicht Tod noch Alter ist, noch Verbrechen und Sünde. Aes-shee nennen uns die Erdensöhne, das Volk der Elfenhügel, denn wir haben unsere Heimat im freien, grünen Hügellande. Wir leben unser Leben gar wonniglich in Festen und harmlosen Spielen; nie werden wir alt; nicht gibt es Streit bei uns noch neidischen Kampf.“

Der König und seine Mannen wunderten sich gar sehr, denn wohl vernahmen sie dies Gespräch, doch niemand sah das Mädchen, als Connla allein.

Der König sprach: „Mit wem sprichst du, mein Sohn?“ Da gab sie für den Knaben die Antwort: „Mit einem holden, edelgeborenen Fräulein spricht Connla,

das niemals sterben wird, noch altern. Ich liebe Connla und kam, ihn mit mir zu nehmen nach Moymell, der Ebene nie endender Wonne. Und wenn er mit mir kommt, soll er König sein und für immer herrschen im Feenland, ohne Kummer und Sorge. Komm mit mir, o zarter Connla mit dem goldenen Haar! Komm mit mir, Connla, mein Lieb, und ewig soll deine Schönheit und Anmut währen, frei von des Alters Furchen, bis zum furchtbaren Tag des Gerichts!"

Da erschrak König Conn gar sehr, der Hundert-Kämpfer, und rief nach Coran, seinem Druiden, damit er gegen den Zauber des Elfenmädchens seine magische Kraft gebrauche.

„Oh Coran, Mann der mystischen Kunst und der starken Zauberworte, hier ist Gefahr, wie ich sie nie bestand, seitdem ich König ward zu Tara — Gefahr von einem unsichtbaren Fräulein, das meinen Sohn ins Feenland lockt mit unheilvollem Zauber. Ihre List ist stärker als meine Weisheit, nicht kann ich ihrer Kraft widerstehen. Und wenn du, Coran, nicht hilfst, so wird mir mein Sohn verführt von der lockenden Hexenkunst des Mädchens von den Elfenhügeln!"

Coran, der Druide, trat vor und erhob gegen die Stimme des Elfenmädchens laute Beschwörungen. Und an jenem Tage war seine Macht größer als die ihre; so mußte sie fliehen.

Aber bevor sie sich von dannen wandte, warf sie Connla einen Apfel zu; gleichzeitig entschwand ihr holdes Bild seinen Augen. Und der König und seine Mannen vernahmen ihre Stimme nicht länger.

Der König und Connla, der Prinz, kehrten zur Burg

zurück, gefolgt von ihren Mannen. Und Connla
einen Monat ohne Speise noch Trank, außer
Apfel. Von dem aß er jeden Tag und doch wur
nicht weniger, nein, blieb rund und voll, wie e
fangs gewesen. Und wenn sie dem Prinzen an
Speise und anderen Trank boten, er wies sie zur
denn neben dem Apfel schien ihm andere Speise
Kostens nicht wert. Und er war traurig und tr
der holden Elfenmaid im Herzen gedenkend.

Da der Monat zu Ende war, stand Connla an sei
Vaters Seite unter den Edlen auf dem Feld von
comin. Da sah er wieder das Fräulein, das von West
her ihm nahte. Und als sie näher gekommen, spra
sie also zu ihm:

„Einen glorreichen Platz, fürwahr, hat Connla unt
elenden Sterblichen, kurzlebigen, die des Todes Strei
eben entgegenharren. Jedoch das ewig junge Vol
Moy-mells, das nie Alter erleidet, das Tod nicht fürchte
sieht dich Tag für Tag in deines Vaters Hofversamm
lung unter den Freunden und sieh, es liebt dich mit
seltsamer Liebe. Kommst du mit mir, so wollen sie
dich zu ihrem König machen über das Land."

Als der König die Worte des Fräuleins hörte, be
fahl er seinen Leuten, aufs neue den Druiden zu rufen
und sprach:

„Bringt Coran, meinen Druiden vor mich; denn ich
sehe, das Elfenfräulein hat wieder an diesem Tage
die Kraft ihrer Stimme zurückgewonnen!"

Auf dieses sprach das Fräulein: „Tapferer Recke
Conn, Kämpfer gegen hundert, geringe Ehre hat der
Druiden Glaube unter des Landes starkem, zahllosem,
aufrechtem Volk. Wird das rechte Gesetz erst wieder

fgerichtet, so wird es die Lippen des schwarzen schen Dämons versiegeln. Und seine Druiden sollen cht länger Macht besitzen, ihren schnöden Zauber ı Lande zu üben."

Nun beobachtete der König und verwunderte sich hr, daß sein Sohn, war das Fräulein zugegen, nie n Wort zu irgendeinem sprach, ob sie auch oft und ft ihn anredeten. Und als das Fräulein ihre Rede eendet, sagte der König:

„Connla, mein Sohn, haben des Fräuleins Worte leinen Sinn gewandelt?"

Da sprach Connla und erwiderte: „Sehr unglücklich bin ich, mein Vater; über alles liebe ich dich und die Deinen; doch Trauer erfüllt mein Herz, gedenk' ich des Fräuleins!"

Und als Connla so gesprochen, wandte das Fräulein sich wieder zu ihm und mit süßer, süßer Stimme sang sie diese Worte:

Dies ist der Sang der Elfenmaid für Connla, den Prinzen mit dem goldenen Haar:

Ein Land, wo die Jugend dich nimmer verläßt,
Ein Land ohne Kummer und Sorgen,
Es liegt gar fern im goldenen West,
Vom Blaumeer geschützt und geborgen.
Ein flinker Kahn, aus Kristall so hell
Wie es sterbliche Augen nie sah'n —
Wir erreichen das Eiland, erreichen es schnell
Im starken und hurtigen Kahn.
Wir erreichen den Strand,
Das sonnige Land;
Dort macht kein Druide dir Sorgen.
Das Land, wo die Jugend dich nimmer verläßt,
Im goldenen West,
Vom Blaumeer geschützt und geborgen.

Ein leuchtendes Land der Ströme, der grünen Täler, der Au'n;
Dort sollst du das leblange Jahr lang nur strahlenden Sommer schaun.
Ein friedliches Land der Blüten, voll lachender Sonne Strahlen,
Dort gibt es nicht Tod, nicht Krankheit, nicht Greisentums Qualen.
Das Land der Jugend,
Der Liebe und Tugend,
Das Land ohne Kummer und Sorgen.
Das Land, wo die Schönheit dich nie verläßt,
Im goldenen West,
Vom Blaumeer geschützt und geborgen.

Viel fremde Wonnen für Menschen birgt dieses Eiland im West,
Wo sich am Abend die Sonne zur Ruhe herniederläßt.
Und schien es auch fern
Wie ein matter Stern
Den Schiffen, die spähend es sahn,
Dort eilen wir hin
Vor des Abends Beginn
In meinem kristallenen Kahn.
Und dies vielschöne Land,
Den grünenden Strand,
Du nimmer und nimmer verläßt,
Das Land ohne Sorgen,
Im Blaumeer geborgen,
Das Land im goldenen West.

Retten wird es dich, Connla, mein Prinz mit dem goldenen Haar,
Retten wird es dich von Druidentrug und aller Zaubergefahr;
Retten wird mein Kristallboot dich und tragen zum fernen West,
Bis wir die Insel erreicht, wo uns der Liebe Glück nimmer verläßt.
Vor des Druiden Zauberspruch,
Vor seinem düsteren Zauberbuch,
Vor des dunklen Zaubers Gefahr,
Vor Dämonen, der Hölle entsandt,
Retten wird es dich, Connla, mein Prinz mit dem goldenen Haar,
Retten wird mein Kristallboot dich und tragen zum Silberstrand,
Wo du herrschest im ewigen Glück, König vom Feenland.

Als die Maid ihren Zaubergesang vollendet hatte, da schritt Connla jählings weg von seines Vaters Seite

und sprang in den Kahn, das glitzernde, starke, geradegleitende Boot aus Kristall. Da sahen der König und seine Mannen, wie sie ganz fern und verschwimmend über die helle See flogen, der untergehenden Sonne entgegen. Traurig starrten sie ihnen nach, bis sie am äußersten Rande des Bootes Anblick verloren. Und keiner kann künden, wohin sie gefahren, denn nie hat man Connla wiedergesehen im heimischen Land.

ABGESANG.

Rratt — rratt — rratt — —

Ein melancholischer Morgenzug trägt mich unter einem grauen Himmel dahin, dem Hafen entgegen. Im Hafen wird ein Schiff liegen; mich wird das Schiff wegtragen; bald atme ich den frischen Duft heimischen Sommers.

Ein grünes Land fliegt dahin; bald wird es mir entschwunden sein, entflattert im Wind des Erlebens. Lebewohl, fremdes grünes Land! Du bist mir fremd geblieben; noch fahre ich durch deine Wiesen und schon ist mir, als hätte ich von dir geträumt.

Grünes Land mit dem tränenfeuchten Grauhimmel, ich weiß nicht, ob ich dich liebe; ob ich dich hasse, weiß ich nicht. Du bist zu traurig; deine Leichen sind nicht tief genug verscharrt. Zerstörte Elfenmärchen, alte Schuttruinen, dampfende Moore, ich kann sie nicht in allen meinen Stunden lieben. Was an dir jung war, Land, alt ist es geworden — was an mir jung blieb, sehnt sich nach junger Kraft. Nie war deine Kraft jung, weinendes Land. Voll Elfenspuk sind deine Moore; die Sonne lacht ihnen nicht. Um die Kronen alter Könige wirst du ewig trauern.

Deutschlands Kyffhäuser ist erbrochen; nicht mehr kreisen die Raben um den Berg der Trauer. Ein Kyff-

häuser ist ganz Irland; die Raben kreisen. Nur Thos. Cook kann sie verscheuchen; ruhig, er tut's.

Im feuchten Grün eines Sommers sah ich das fremde Land. Alte Abteien sah ich, Kreuzgänge, Türme, ragende Burgen. Ich suchte ihr Leben; ich fand nur ihre Trauer. Silberseen sah ich und fand sie getrübt von den alten Schatten, übertönt von Klageliedern die Wellen des Meeres, vom Echo blutiger Schlachten das Rauschen der Flüsse.

Es gibt eine frohe Zukunft: was traurig war, wird gewöhnlich werden. Eine neue Stimme kündigt die frohe Botschaft: was traurig war, wird gewöhnlich werden! Nach trüben Träumen der Alltag.

Rratt — rratt — rratt — —

Ein Hafen, ein Schiff. Eine Küste entschwindet. Ein Land verschwimmt.

Bin ich dagewesen?

Frischeren Sommerduft will ich in heimischen Wäldern atmen.

Poeschel & Trepte, Leipzig



